

Druck der Buchdruckerei „Heimat“, Trautenau.



Vorwort.

Die bösen Jahre des Weltkrieges sind es wert, in den einzelnen Ortschaften schriftlich festgehalten zu werden und kommenden Geschlechtern die Erinnerung an jene trübe Zeit zu überliefern, wenn die Menschen, die jene Jahre durchkosten mußten, längst nicht mehr sein werden. Dieser Gedanke bewog mich, gleichzeitig mit der Enthüllungsfeier des Kriegerdenkmals in Mastig ein Kriegserinnerungsbüchlein für diese Gemeinde herauszugeben, wie dies voriges Jahr in Oberprausnig der Fall war. Daß es mir ermöglicht wurde, danke ich vor allem den Herren Fabrikanten Eduard und Heinrich Mandl in Mastig, welche außer den großen Kosten für das Denkmal selbst auch diese nicht unbedeutende Auslage übernommen haben. Durch das Entgegenkommen dieser beiden Herren konnte das Schriftchen sowohl inhaltlich wie auch in der künstlerischen Ausführung frei ausgestaltet werden. Zum Danke bin ich aber auch jenen Herren verpflichtet, die mir beim Sammeln des Quellenmaterials wichtige Dienste geleistet haben. Insbesondere muß ich hier nennen die Herren: Webereileiter Johann Rumler, die Fabrikbeamten Robert Erben, Rudolf Schmitt, Anton Douth und Josef Mikesch, ferner die Herren Oberlehrer Josef Panz-Mastig, Josef Heidenreich-Museith, Herrn Tischlermeister Andreas Wanka und Herrn Adolf Stajsa, Sohn des Brettsägebesizers. Nicht minder danke ich meinem Kaplan Hochwürden Herrn Josef Wanka für das gütige Schreiben des Manuskriptes und meinem Studienfreunde Anton Blaschka-Prag für die Vorverbesserung und die Beihilfe beim Korrekturlesen.

Möchte das Büchlein von den Lesern mit derselben Liebe aufgenommen werden, mit der es geschrieben ist.

Der Verfasser.

Oberprausnig, im Oktober 1924.



1914

1924

Ein Weg durch Korn und roten Klee,
Darüber der Lerche Singen,
Das stille Dorf, der helle See,
Süßes Wehen, frohes Klingen.

Es wogt das Korn im Sonnenbrand,
Darüber die Glocken schallen. —
Sei mir gegrüßt, mein Heimatland,
Du schönstes Land von allen!

So singt ein deutscher Dichter.

Wer wirklich seine Heimat aufrichtig liebt, fühlt er nicht den Zauber, der in diesen acht Niederzeilen liegt? Wenn über unseren heimatlichen Dörfern und Städten die Glocken läuten an den Festtagen der Kirche, an den hohen Tagen unseres Volkes, wem singt und klingt es nicht in der Seele mit! Mein liebes Heimatland, denke ich deiner Schönheit, deiner ragenden Berge, deiner rauschenden Wälder, deiner silbernen Ströme und goldenen Saaten, der herrlichen Blumen, die auf deinen Matten blühen, der trauten stillen Hütten und des Fleißes der Bewohner, wie weitet sich mein Herz und schlägt schneller, wie bin ich von freudigem Stolz durchdrungen, dein Sohn zu sein! Wie muß ich dich lieben, du Heimerde und Heimatgeschichte mit deiner altherwürdigen Überlieferung, du Heimatprache, du Heimatfitt, du Heimatkirche. Wie muß ich euch lieben, ihr Heimatfeste und Heimatlieder, ihr Heimatmärchen und Heimatfagen!

O mein liebes Riesengebirge — wo die Elbe so heimlich rinnt — wo der Mübezah mit seinen Zwerge — heut noch Sagen und Märchen spinnt. Riesengebirge! Meine liebe Heimat du!

Wie bin ich stolz, daß in deinen Gauen mein Vaterhaus steht, daß meine Mutterprache die deine ist, — hart wie klingender Stahl und doch so weich wie fern verklingender Glockenlaut. Heimat, ich liebe dich, weil ich dich lieben muß, ich will dir dienen mit der Arbeit meines Berufes.

Schatten steigen auf, Volk meiner Heimat, dessen Sohn ich bin, wenn ich der Gefahren denke, die vor 10 Jahren drohend dir sich nahen, Gefahren, denen du nur entrinnen konntest durch den Mut,

die Tapferkeit, das zähe Aushalten und bereitwillige Sichopfern deiner Heldenjöhne, die im Vereine mit den Hunderttausenden von Brüdern die schrecklichen Greuel und Verwüstungen des Weltkrieges von deinen Grenzen ferngehalten haben. Wandre hinaus in jene Gegenden, wo der gewaltige Kampf sich austoben konnte, beische die Länder, die der Tummelplatz der gewaltigen Heeresmassen waren, laß dir von Augenzeugen erzählen, wie blühende Landstriche in kurzer Zeit verwüstet wurden, wie über Nacht ganze Dörfer und Siedlungen von der Erde verschwanden und in Flammen aufgingen, während die Leute nur das Allernotwendigste, ja oft nur das nackte Leben retten konnten. Hätte nicht dasselbe Los auch der teuren Heimat zufallen können?

Schließe die Augen und eile in Gedanken zurück in jene Jahre voll Grauen, voll Elend und Not, wo Hunger und Kälte und Entbehrungen aller Art die Tapferen draußen, aber auch die Opferwilligen zu Hause quälten, marterten, entnerzten. Ein Meer von Leiden voll Bitterkeit, Mühlsal und Enttäuschung tut sich vor dir auf. Und die es durchkosten mußten, mußten starke Willensmänner sein, sollten sie nicht zusammenbrechen. Sie verdienen es, daß man ihrer in späteren Jahrzehnten in der Geschichte gedenkt. Es war eine große Zeit, eine schwere Zeit, eine Zeit voll hoher Begeisterung, voll grenzenlosen Opfermutes, aber auch voll Eigennutz, voll Unaufrichtigkeit und bitterer, arger Enttäuschung. Der Kampf der Waffen ist beendet, aber die Folgen des Krieges sind noch allzu sehr zu spüren, als daß man sagen könnte, es ist alles im Leben wieder wie früher. Manche Änderung ist schwer zu tragen, manche Wunde will nicht vernarben, in so manche neuen Verhältnisse sich zu schicken, fällt schwer, sehr schwer. Doch lassen wir die Gegenwart. Zweck dieses Schriftchens soll sein, vergangene Tage heimatgeschichtlich der Nachwelt zu retten.

Es werden Jubiläen gefeiert verschiedenster Art, Vereins-, Berufs-, Dienstjubiläen und andere, und alle diese haben meist einen fröhlichen Inhalt, einen freundlichen Rückblick. Und doch ist heuer auch ein Jubiläumstag, aber einer mit traurigem, erschütterndem Inhalt. Es ist dies der zehnte Jahrestag des Weltkriegsbeginnes. Nicht von den Veranlassungen und Ursachen dazu, nicht von den großen Ereignissen, die sich oft mit rasender Eile überstürzten und die ganze Welt in Spannung hielten, nicht von dem jahrelangen Ringen um die Palme des endgiltigen Sieges sollen diese Zeilen handeln, davon sprechen berühmte Geschichtswerte aus kundiger Feder. Dieses kleine Büchlein soll erzählen, wie Tausende andere es konnten, wie eine

engumgrenzte Gegend, ein einzelner Ort eingebaut wurde in die großen Weltereignisse, die ihre Schatten und Spuren bis ins entlegenste Dorf getragen haben.

Vor unseren geistigen Augen zieht vorüber die endlose Zahl jener schwarzgekleideten Gestalten, die in tiefer Trauer im Herzen eine Wunde tragen, die der böse Krieg ihnen geschlagen. Ach und diese Wunde will nicht verharren. Da stehen sie, die trauernden Väter, und warten vergeblich auf die Heimkehr ihrer Söhne, vergeblich schaut mit ausgeweiteten Augen die kummergebleichte Mutter aus nach dem Wege, auf dem ihr Kind einst heimkehren sollte. Die junge Gattin kann es nicht verschmerzen, daß ihr Eheglück nur von so kurzer Dauer sein soll, daß die Kleinen ihren Vater nicht mehr schauen sollen. O wie würde er sich freuen, wenn er sie sehen könnte, wie sie wachsen und gedeihen, wie würde es ihn ergreifen, könnte er in das unschuldige Augenpaar seines Kleinsten sehen, der zum ersten Male erst lachte und weinte, als der Vater schon längst draußen im harten Kampfe stand, — oder gar, von einer feindlichen Kugel getroffen, in fremder Erde ruhte!

Die junge Mutter.

Mein blonder Knabe, mein herziges Kind,
Wie doch die Zeit so eilig verrinnt,
Deine Pfirsichbäckerchen lachen mich an,
Kugelrund wird mein kleiner Mann,
Doch schwermutbeschattet bleibt mein Gesicht —
Dein Vater sah dich noch nicht!

Dein Vater, mein Sohn, ist ein wahrer Held,
Der Tod umlauert ihn draußen im Feld,
Der Feind zielt auf ihn — auf ihn und mein Herz.
Und doch da er ging, sprach er lachend im Scherz:
Ich pfeif' auf die Kugeln, vom Feinde gesandt,
Heut' gilt es zu schirmen das Heimatland!

Heut' gilt es zu schirmen den häuslichen Herd!
Knabe, wenn er uns wiederkehrt —
Herrgott im Himmel! wie wird er schauen
In deine Gaderln, die süßen, die blauen.
Wie wird er dich heben zum Sonnenlicht —
Ich bete mein Knabe — und zage nicht!

(Marie Jonghans.)

* * *

Am zehnten Jahrestage des Weltkriegsbeginnes, da steigen sie auf vor uns, die Toten, die in Massengräbern schlummern, die fern der Heimat unter fremdem Himmel ruhen. Hört ihr sie nicht, wie sie gewaltig rufen: „Habt ihr uns schon vergessen? Uns, die wir das kostbarste Gut, das ein Mensch besitzt: das Leben geopfert haben, zum Schutze der Heimat, des Familienherdes, der väterlich ererbten Scholle, um sie euch unverletzt, unverwundet zu erhalten? Habt ihr uns vergessen, die ihr, glücklich der Gefahr entronnen, daheim in frischer Arbeit an dem Aufbau der Zukunft helfen dürft? Habt ihr uns schon vergessen?“

Nein, sie dürfen nicht vergessen sein, ihre Namen soll die Nachwelt erfahren, noch späteren Geschlechtern soll Kunde werden von jenen schrecklichen trüben Jahren, von jenem Darben und Entbehren, von dem Trauern und Klagen und endlosen Abschiednehmen, von dem grauenvollen Weltkrieg 1914—1918. In gar manchem Ort erhebt sich als sichtbares Zeichen der Dankbarkeit der Heimat an die, die im Kriege geblieben, ein Denkstein, mehr oder weniger künstlerisch ausgeführt. Und wenn jetzt für die Gemeinde Anseith im Ortsteile Mastig ein Kriegerdenkmal entstehen soll, so will dieses Schränkchen in gedrängter Kürze die Kriegsnot des Ortes schildern; die Opfer an Gut und Blut, die dieser Ort gebracht; hinzeigen, wie innig verbunden die Heimat mit ihren Kindern in der Ferne blieb, vor allem aber die Namen jener der Vergessenheit entreißen, die im harten Ringen um das Glück, die Ruhe und den Frieden der Heimat auf der Walfahrt geblieben.

I.

Die Heimat im Weltkriege.

Es war der Annetag 1914, gerade ein Sonntag. Die Leute waren wie gewohnt ihren Weg zur Kirche gegangen, einige vielleicht hatten ihre Schritte nach Arman gelenkt, wo der jetzt bereits verstorbene Neupriester Johann Germann vom Töpferberg seine Primiz feierte. Die große Menge des Volkes ahnte nicht, welche Überraschung sie auf dem Heimwege erwartete. Das behördliche Auto von Hohenelbe fuhr von Gemeindeamt zu Gemeindeamt und in kurzen, gedrängten Worten übergab der Beamte dem Ortsvorsteher eine Rolle bedruckter Bögen mit dem Auftrage, sie sofort an den gewohnten Stellen anzuschlagen zu lassen. Es waren die Kundmachungen der teilweisen

Mobilisierung. Gleich bildeten sich Gruppen bei den Anschlagtafeln, ein jeder suchte, ob auch sein Jahrgang, ob auch er dabei sei. Und wenn sich die Männer fragten: „Mußt du auch fort?“ so war die Antwort meistens: „ja“. Denn gerade unsere Gegend gehörte ja in den Bereich jener Armeekorps, die mobilgemacht wurden. Ein nervöses Hasten und Eilen hatte die Bevölkerung ergriffen. Eine Frist von 24 Stunden war noch gegönnt, dann hieß es, fort von zu Haus, fort von Vater und Mutter, fort von Geschwistern, von Gattin und Kindern, von Freunden und Bekannten, von Heimat und friedlicher Arbeit, hinaus in den Krieg. Es waren Tage der Begeisterung, weil ein jeder meinte, in einigen Monaten ist alles glücklich vorüber. Und als die ersten Kämpfer den nächsten Tag in der Früh auf dem Bahnhof sich sammelten zur Abfahrt in ihre Bestimmungstation, da ahnte so mancher von denen, die noch zurückbleiben konnten, nicht, daß auch er werde mit hineingerissen werden. Als der Zug langsam fortfuhr, da waren alle Fenster von scheidenden Menschen voll besetzt, herausen standen die Angehörigen, eine große Menge Volkes und die Musik spielte begeisternde Weisen. Da und dort sah man einzelne verstoßen eine Träne im Auge zerdrücken. Und die fortzogen, noch einmal schauten sie sich nach allen und allem um, als wollten sie der Heimat Bild ganz in sich aufnehmen und tief sich einprägen. „Auf Wiedersehen!“ — „Auf Wiedersehen! Wir kommen bald zurück!“ Klang es hoffnungsvoll von beiden Seiten, und die Bahn führte die Ersten dem unbestimmten Lose entgegen.

Manche Lücke ward zu Hause gerissen, in mancher Familie mußten schwache Frauenhände oder alternde Vaterarme die Arbeit übernehmen, die sonst auf jungen, rüstigen Schultern ruhte. Und es sollte noch schlimmer kommen. Denn wenige Tage darauf hatten bereits die Großmächte Europas einander den Krieg erklärt. Als der Auftrag kam, die allgemeine Mobilisierung kundzumachen, da war es gerade die Anseith Gemeinde, die es nicht genug rasch den Leuten mitteilen konnte. Zufällig fand man im Archiv die alten Mobilisierungsvorschriften, wo Trompetenschall und Trommelschlag vorgegeschrieben wurde. Der Ortsvorsteher schlug die Trommel und Franz Portig, ein ehemaliger Pataillonshornist, blies die Trompete. Nach 10 Uhr abends zogen die Weiden aus. Der Weg führte durch alle Ortsteile bis nach Burghöfel und Hinter-Mastig und endete um 2 Uhr früh in Mastigbad. Sonntag darauf war Mastiger Kapellenfest. Als der Priester in seiner Predigt hinwies auf den Ernst der Zeit, auf die schweren Tage, die bevorstehen, da perkten die Tränen aus

den Augen der Zuhörer. Bald nach der Mobilisierung flog ein Schwarm Störche, irgendwo verschauelt, über Mähle. Sie müssen von weither zugeflogen sein, denn drei stürzten vor Ermüdung in den Fabrikskamin, die anderen ließen sich auf den Fabriksgebäuden, auf der Schule und den Dächern der Häuser nieder. Herr Müllermeister Franz Haase versuchte sein Weidmannsglück und brachte einen Storch zum Abschluß. Die Leute deuteten gleich diese seltene Erscheinung als Vorzeichen von kommenden bösen Tagen aus, zumal da einige erzählten, sie hätten im Osten ein Kreuz am Himmel gesehen. Genau dieselbe Erscheinung wie im dreißigjährigen Kriege, wo die Quellen von verschiedenen angsterregenden Himmelererscheinungen zu berichten wissen (vergl. Simon Hütel und Langenauer Kirchen-Gedenkbuch).

In den einzelnen Ortschaften wurde die Nachtwache eingeführt, so daß jeden Abend immer zwei andere an der Reihe waren. Alle mußten sich an dieser Neueinführung beteiligen. So sollten die Ortsbewohner gegen Diebstahl gesichert sich fühlen und ruhig schlafen. Es hatte sich auch das Gerücht verbreitet, daß Frankreich Gold nach Rußland schicken wolle, und zwar auf dem Landwege durch das Gebiet der Mittelmächte. Überall lauerte man auf und jeder wollte den großen Fang machen. Bald hieß es, man habe das Auto in diesem Orte gesehen, oder in jenem, bald erzählten einander die Leute, gemietete Fuhrleute hätten es in Kisten gepackt, auf Wagen geladen und mitten unter anderen Frachtgütern würde das kostbare Metall so weitergeschmuggelt, kurzum, ein jedes Fuhrwerk, ob Auto oder Pferdegespann, alles wurde angehalten, peinlich durchsucht, ob nicht etwas Verdächtiges sich fände, die Insassen selbst mußten sich legitimieren. Damit ja nichts durchgehen könne, wurden quer über die Straßen Schranken aus Holz oder Draht von Baum zu Baum gezogen und bei Tag und bei Nacht bewacht. Gar manches lustige Geschichtchen könnte da erzählt werden. Manches heitere Zwiegespräch gab Stoff zum Erzählen, einer wollte dem andern im Aufpassen es zuvortun und in diesem Übereifer wurde so manchem das Fahren auf der Straße verleidet, denn selbst, wenn aus dem Gebirge der Händler mit seinen Gebirgstäfeln, in Kisten gepackt, auf kleinem Wägelchen die Dorfstraße entlang fuhr, so mußte er stehen bleiben und der peinlichen Untersuchung sich unterziehen. Dem freien Verkehr waren in des Wortes ureigenster Bedeutung Schranken gezogen, es war keine schrankenlose, sondern eine beschränkte Zeit, manchmal auch geistig beschränkt.

Überall witterte man Spionage, da wurde erzählt, man habe verdächtige Personen gesehen, die sich um die Brunnen herum zu tun machten, es sollten Brunnenvergifter sein, andere wieder hatten es auf die Wasserleitungen abgesehen. Wehe, wenn ein Fremder vielleicht über einen Wiesen- oder Waldweg ging und sich am Feldrain zu kurzer Rast in sommerlicher Hitze niederlegte, er konnte gewärtig sein, daß er bald werde vertrieben werden, weil man meinte, er mache wichtige Geländestudien. Wenn ein Amateurphotograph eine schöne Landschaft hätte aufnehmen wollen, man hätte ihm vielleicht den Apparat gelassen, aber die Platten gewiß vernichtet. Eine kleine Episode aus jenen Tagen kann der Verfasser aus eigenem Erlebnis berichten. Er war mit seinem Studienfreunde nach Arnau gegangen. Letzterer hatte im Arnauer Gymnasium noch einige Zeichnungen abzuholen; es waren Kohle- und Kreidezeichnungen. Am Rückwege bei der Sandkapelle, es fing schon an zu dämmern, ging mein Freund ein Stückchen allein auf der Straße. Da kam der Ortsgewaltige des Weges und wie er den Studiosus mit der Mappe unter dem Arme erblickte, trat er vor ihn hin und ließ ihn nicht weitergehen. „Was haben Sie da?“ Mit diesen Worten griff der Übereifrige mit seinen Händen unfaßt nach den Zeichnungen. „Bitte, wollen Sie mir nicht meine Bilder verwischen!“ war die Antwort. Nun aber fing eine erregte Debatte an, wo auch so mancher Begriff aus dem Tierreich dem Studiosus als Ehrentitel verliehen wurde. Ja zuletzt hätte mein Freund noch einen derben Schlag bekommen, doch rechtzeitig kam ich eilenden Schrittes dazu, hielt die erhobene, drohende Hand zurück und durch einige aufklärende Bemerkungen war die peinliche Situation überwunden. Auch der ganze Bahnkörper, jede kleine Brücke wurde von militärischen Abteilungen bewacht, um Sprengungen zu verhüten.

So waren die ersten Monate des Krieges voller Aufregungen, jede Woche brachte immer wieder etwas Neues, und es dauerte geraume Zeit, bis sich die Bevölkerung daran gewöhnt hatte, daß Kriegszeit sei; kannten doch die meisten den Krieg und seine Begleiterscheinungen nur vom Hörensagen oder aus der Geschichte. Denn seit dem bosnischen Feldzuge vom Jahre 1878 hatten die Völker des jetzt zerfallenen Donaureiches die Wohltaten eines ununterbrochenen 36jährigen Friedens genossen.

Bevor die große Not geschildert werden soll, mögen einige Zeilen die örtlichen Verhältnisse beleuchten, und zwar sollen einige kleine Lokalgemälde für spätere Jahre das Leben und Treiben im Kriege lebendig erhalten. Zu diesem Zwecke wollen wir dem Betriebe der

Firma Mandl einen Besuch abstatten, wir wollen die Brettsäge von Mastig aussuchen, auf dem Bahnhof verweilen, von dem Schulbetrieb im Krieg etwas hören und zuletzt beim eisernen Kreuze der alten Linde stehen bleiben.

Die Firma Adolf Mandl junior, Spinnerei und Weberei in Mastig, war durch den ganzen Krieg hindurch in der glücklichen Lage, die Arbeiter vollauf beschäftigen zu können. Bei Kriegsausbruch waren noch so viel Aufträge, besonders nach Übersee zu erledigen, daß selbst andere Webereien von ihr im Lohn beschäftigt wurden. Durch die Abspernung der Mittelmächte von der Außenwelt hörten aber diese Auslandsendungen auf. Allgemein dachte man, die Fabrik werde zum Stillstand kommen, doch die Firmainhaber bemühten sich um Heereslieferungen. In kurzer Zeit war auch der ganze Betrieb auf Kriegsbedarf umgestellt. Solange die eingelagerten Baumwollvorräte reichten, wurden erzeugt: Hemdenkaliko, Verbandstoffe, fertige Säcke ohne Naht — weil es an Zute mangelte, — Rucksackstoffe, Zeltblattstoffe, Baumwollstrümpfe. Mag nicht vielleicht ein eigener Zufall es manchmal gesügt haben, daß ein Soldat ein Verbandstoffpäckchen zugeteilt erhielt, das er selbst noch gewebt, oder daß sein Zeltblatt in der eigenen Heimat gemacht wurde?

So ging es bis in das Jahr 1915. Im Jahre 1916 wurde die Baumwollzentrale errichtet und es erfolgte die Zuteilung nach Stuhlzahl und Blattbreite. Garnstärke und Fadenzahl waren genau vorgeschrieben. Um eigene Spinn- und Webereivorgänge zu beschleunigen, wurden von der Firma J. A. Kluge in Hermannseifen geliefert und gespult, gezwirnt und zu Sommerblusen gewebt. Manche Garne wurden nur gespult und gezwirnt und so geliefert. Die Weberei kam ganz zum Stillstand. In der Spinnerei wurde weiter gearbeitet. Es kam das papierene Zeitalter. Spinnpapier in verschiedenen Stärken wurde bis aus Schweden bezogen. Die Maschinen wurden alle dem neuen Verfahren angepaßt und umgestellt. Gerade der hiesige Betrieb konnte dank der Tüchtigkeit der Obermeister auf diesem Gebiete Hervorragendes leisten. Die Papierrollen wurden zu Garnen versponnen und als solche geliefert. Es wurden einige hunderte Waggon Spinnpapier zu Webgarn verarbeitet. Im Jahre 1917 wurde auch etwas aus Papier gewebt, u. zw. Papierkörper, der dann blau gefärbt wurde. Daraus wurden in der großen Not an Bekleidungsstoffen Blusen, Schürzen, Kinderkleidchen und andere Hinterlandsartikel genäht. Vielleicht hat aus dieser Zeit noch manche Hausfrau eine Einkaufstasche, hergestellt aus Papiergewebe, eine Erinnerung an jene traurigen Tage.

Leiter der Fabrik war damals Herr Johann Fibinger, der seit dem Jahre 1891 durch volle 25 Jahre bis zu seinem Tode bei der Firma Mandl angestellt war. Am 4. August 1916 starb er und ruht auf dem Mastiger Friedhofe.

In der Zeit der Kriegsmittel, wo es an allem mangelte, wurden aus Papierpagat auch Treibriemen hergestellt, die sonst nur aus Leder sein durften. Ein Saal war eingerichtet wie eine Seilerei. Der Spagat wurde drei- bis vierfach zusammengekommen und auf maschinellem Wege wurden Papiergurte in verschiedensten Breiten, bis zu 45 Zentimeter erzeugt, die dann in den Betrieben als Treibriemenersatz Verwendung fanden. Auch die Müller der Umgebung, bis von Josefstadt, kamen und kauften diesen Kriegsartikel, freilich nicht gegen Barzahlung, sondern gegen Lieferung von Mehl zur Verteilung an die Arbeiter. Die Aufträge waren so zahlreich, daß ein eigener Rohölmotor aufgestellt und mit Überzeit gearbeitet wurde.

Eine große Sorge bildete immer die Beschaffung jener Stoffe, die für einen Betrieb unbedingt notwendig sind, nämlich Öl, Petroleum, besonders aber Kohlen. Letztere wurden in der Zeit der argen Kohlennot nach einem bestimmten Verteilungsschlüssel zugeteilt; freilich war diese Zuteilung oft nur auf dem Papier und wurde nicht eingehalten. Es blieb nichts anderes übrig, als auf Umwegen durch direkte Verhandlung mit den Bergwerken sich das Fehlende zu verschaffen. Die Beamten der Fabrik konnten von manchem Wege erzählen, den sie im Auftrage der Firma in derlei Angelegenheiten machen mußten.

Die Arbeiter selbst waren nicht bloß aus den umliegenden Ortschaften, sondern einzelne auch von weither, selbst bis von Moskop. Bei den schlechten Zugverbindungen kamen sie selbst zum Teil um die notwendige Nachtruhe. Es fuhren tagsüber im ganzen nur zwei Züge und diese fuhren noch dazu so unpünktlich, daß man zu Fuß ebenso rasch am Ziele sein konnte. Es kam vor, daß z. B. der Zug, der fahrplanmäßig abends um $\frac{1}{4}$ 9 Uhr wegfahren sollte, erst um $\frac{1}{4}$ 11 Uhr ankam. So wurde es für manchen Arbeiter Mitternacht, bevor er zu Hause zur Ruhe kam, und in der Früh sollte er wieder zeitig im Betriebe sein. Die meisten Fabrikarbeiter waren übrigens Frauen, weil durch die vielen Musterungen und Einberufungen die Zahl der Männer, die zu Hause blieben, immer mehr zusammenschmolz. Die Professionisten, die im Betriebe notwendig waren, wurden über Ansuchen der Firma vom Arbeiterfammekader in Josef-

Stadt zugeteilt. Es wäre gewiß eine lohnende Studie und für die Ortschronik von bleibendem Werte, das statistische Material der Firma Mandl in einer kleinen Broschüre zu verarbeiten. Im Rahmen dieser Schrift würde es zu weit führen. Die Bemühungen der Firma, die Versorgung der Arbeiter mit Lebensmitteln, soweit als es im Kriege möglich war, durchzuführen, die verschiedenen Unterstützungen und Zuwendungen werden an anderer Stelle behandelt werden.

Die Brettsäge des Herrn Staffa in Mastig, die übrigens schon lange vor dem dreißigjährigen Krieg bestanden hat, wird sie doch schon im Miletiner Urbar aus dem Jahr 1561 erwähnt (vergl. „Heimat“ 1923, Seite 100), mußte in den Kriegsjahren manchen Waggon Holz liefern. In den Jahren 1914—17 wurden Bauholz und Breiter nach Josefstadt, Reichenberg und Braunau versandt zum Aufbau der Barackenlager für die gefangenen Russen. In den Jahren 1917—18 gingen ganze Waggonladungen von Konthölzern und Brettern an die Südfront ab. Adolf Staffa, der Sohn des Besitzers, war im Frontabschnitt bei Levico und mußte für die Offiziere und Mannschaften seiner Batterie Unterstände bauen. Es war wohl für ihn ein eigener Gruß aus der Heimat, als er an dem eingeschlagenen Waldzeichen J. St. erkannte, daß das Holz aus der väterlichen Brettsäge stammt. In jenen Jahren war die hiesige Gegend noch mit herrlichen grünen Wäldern bewachsen, denn die Monne hat erst später mit ihrer vernichtenden Arbeit eingeseht. In den damaligen Holzschlägen arbeiteten Frauen und Mädchen, da die Männer meist eingerückt waren. Die Zufuhr des Holzes war schwer, da die Pferde zum Teile beichlagnahmt waren. Erwähnt soll noch folgendes Ereignis werden: In der Silvesternacht von 1916 auf 1917 trat plötzlich eine große Schneeschmelze ein, welche in der Elbe Hochwasser zur Folge hatte, weil die Talsperre von Deschnen noch nicht fertig war. Es wurden nämlich die Ablassventile montiert, so daß das zusammenströmende Schneewasser nicht abgelassen werden konnte. Ein Holzschlag an der Elbelehne Anseith—Döberney wurde von den Wassermassen zum Teil fortgeschwemmt. Die einzelnen Stämme blieben zerstreut an den verschiedenen Rändern liegen.

Vom Bahnhof selbst könnte gar manches erwähnt werden. Eins wird wohl allen in Erinnerung bleiben. Nie sind so wenig Züge für den Verkehr durch Mastig gefahren und nie so unregelmäßig wie gerade im Kriege. Wer vielleicht eine weitere Reise vorhatte, konnte sich wegen Anschluß nicht auf den Fahrplan verlassen, da Verspätungen von 2—3 Stunden nicht selten waren. Wer in nächtlicher Stunde

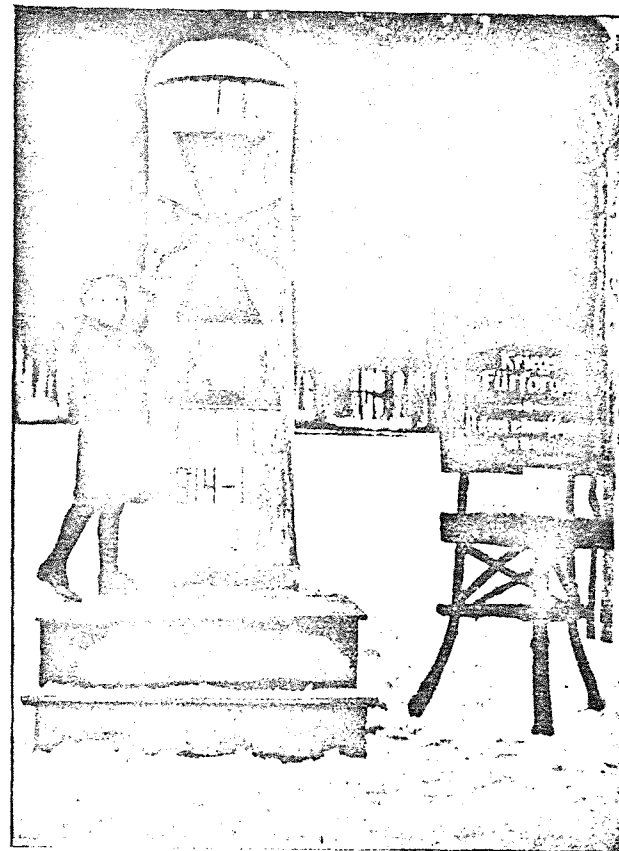
einen Zug fahren sah, hatte das Vergnügen, umsonst ein Feuerwerk schauen zu können, denn bei den schlechten Kohlen entstiegen dem kurzen Kamine der Lokomotive ganze Funfengarben, herrlich zum Anschauen, aber auch gefährlich für die nächste Umgebung entlang dem Bahnkörper. Mancher Brand von Getreidefeldern, von Waldungen, ja selbst da und dort von Häusern, wurde in jenen Jahren gemeldet. Um so geringer war das Vergnügen für die Reisenden selbst. Die Bequemlichkeit war ganz verschwunden. Im Winter konnte nicht geheizt werden, so daß die Fenster von dem Atem der Leute bis zur vollen Undurchsichtigkeit gefroren waren. In späterer Zeit waren die zer schlagenen Fenster mit Brettern zugenagelt. Von einer Beleuchtung zur Nachtzeit war gar keine Rede, da es ja an dem notwendigsten Leuchtstoff fehlte. Nur da und dort hatte ein Reisender aus Vorsicht den Rest einer Kerze in der Tasche. Anzünden durfte er aber erst, wenn der Zug im Gange war, da die Leute beim Einsteigen fleißig die Wagen auf und ab ließen und Ausschau hielten, wo wenigstens ein kleines Lichtlein schimmerte. Und hatten sie eines erblickt, dann stürzten sie sich so in diesen Waggon, wie Schmetterlinge zur Nachtzeit den brennenden Lampen zustratzen. Sitzen konnten nur die Wenigsten, da die Züge immer überfüllt waren. In den Gängen, auf den Plattformen, vor den Türen, auf den Trittbrettern, überall standen die Menschen, ja manchmal hatten sie sogar die Dächer erklettert, um nur ja mitfahren zu können. In der Zeit der großen Lebensmittelnot, wo die Leute weit ins Land hineinfahren mußten, wimmelte es von Hamstern mit Krügen, Körben, Rucksäcken, Gepäck aller Art, und das Ein- und Aussteigen war geradezu lebensgefährlich. Es ist wirklich zu wundern, daß nicht mehr Unglücke vorgekommen sind. Eins ist auch in Mastig geschehen, und zwar am 1. November 1915. Herr Karl Machka, verheirateter Feldgärtner aus Switschin, wollte vom Urlaub wieder einrücken. Vom fahrenden Zuge wurde er niedergeworfen, beide Unterarm und der rechte Oberarm wurden ihm mehrfach gebrochen. In sterbendem Zustande wurde er in das Garnisonsspital nach Josefstadt eingeliefert und starb an Verblutung. Er wurde in die Heimat überführt und am 4. November 1915 von seinem Bruder, Herrn Josef Machka, Pfarrer in Stecken, auf dem Oberprausnitzer Friedhof begraben.

Aber auch noch andere Szenen hat der Mastiger Bahnhof im Kriege gesehen. Wie oft haben nicht dort die Einrückenden, jung und alt, ergraute Männer und Jünglinge, beinahe noch im Knabenalter, von ihren Angehörigen Abschied genommen, wie manche Träne ist



nicht dort geweint worden; mancher Händedruck sollte der letzte für dies Leben sein. Volksfremde Flüchtlinge, die zum Schaden der Gegend die erreichbaren Lebensmittel verteuerten, sind auf der Bahn hier durchgefahen und zum Teil blieben sie auch, in die einzelnen Orte verteilt, längere Zeit hier, bis sie in späteren Jahren alle in ihre Sammelplätze abgeschoben wurden. Und als die Gefangenenzüge mit den Russen zur Durchfahrt gemeldet wurden, da eilte gar mancher aus Neugierde zur Station. Ein jeder wollte doch die typenhafte russische Pelzmütze sehen. Am traurigsten waren wohl die Sanitätszüge, deren jeder Waggon mit dem roten Kreuze gezeichnet war und in denen brave Kämpfer nach ihrer Verwundung in die heimatischen Spitäler zur vollen Gesundung gebracht wurden. Zweimal wurden Verwundete auf dem Mastiger Bahnhof gelabt und mit Liebesgaben beteuert. Lebendig war es auf dem Bahnhof, als die Ungarn durchfuhren. Als die Kinder den Wagen sich näherten und ihre Kleinigkeiten austeilten, da zerrissen die Söhne der Pusta die wehenden Bändchen, mit denen sie geschmückt waren, und gaben sie den Kleinen als Entgelt für den Liebesbeweis.

Wenn wir die Schulchroniken von Anseith und Mastig durchlesen, finden wir manche wertvolle Anmerkung aus der schweren Kriegszeit. Im allgemeinen muß gesagt werden, daß die lange Dauer des Krieges vielfach ungünstig eingewirkt hat. Der Vater stand im Felde, die Mutter war tagsüber in der Fabrik und hatte oft nicht die Kraft, die Zügel streng zu fassen. Durch den Halbtagsunterricht, der in beiden Schulen jahrelang eingeführt war, — z. B. an der Schule Anseith unterrichtete nach der am 15. Juni 1915 erfolgten Einberufung des Herrn Lehrers Jul. Flansky von diesem Tage bis zum 31. Dezember 1918 in beiden Klassen der Herr Oberlehrer Josef Heidenreich — hatten die Kinder viel freie Zeit, in der sie sich oft selbst überlassen waren. An der vierklassigen Schule in Mastig war der Unterricht wie folgt: Vom 1./9. 1914 bis 15./5. 1915 in 2 Klassen, vom 15./5. 1915 bis 9./1. 1916 in 4 Klassen, vom 9./1. 1916 bis 1./3. 1916 in 2 Klassen, vom 1./3. 1916 bis 15./7. 1916 in 4 Klassen. Nach Auflösung der 4. Klasse (Parallele): Vom 16./9. 1916 bis 16. Jänner 1919 in 2 Klassen, ab 16./1. 1919 ganztägiger Unterricht in allen drei Klassen. Bei den verschiedenen Sammlungen haben die Kinder fleißig mitgeholfen. Einige Zahlen mögen das beweisen. Gleich im November 1914 haben die Mädchen in beiden Schulen unter der Leitung der Handarbeitslehrerin Frau Oberlehrer Heidenreich für die Soldaten im Felde Wollseibchen gestrickt. Als Kälteschutzmittel wurden verfertigt



„Die Kreuzlinde.“

Wanka Lierl
Mastig Nr. 94

von den Anseithen Kindern 1000 Paar Papiersohlen, von den Mastigern 1315 Paar. Kinder zupften auch fleißig Charpie aus alten Leinen. Einen Ballen spendete zu diesem Zwecke Herr Franz Kluge, Fabrikant in Hermannseifen. Von der Anseither Schuljugend wurden ferner gesammelt: Oktober 1914: 4 Säcke Brombeerblätter, die Kriegsmetallsammlung vom 28. April 1915 ergab 89 Kg., Brombeerblätter wurden ferner abgeliefert: September 1915 2 Säcke, Herbst 1916 2 Säcke, Jänner 1917 2 Säcke. Im Oktober 1916 wurden 17 Kg. getrocknete Nesseltengel aufgebracht. Für die Mastiger Schule sind die analogen Sammelergebnisse folgende gewesen: Metallsammlung 112 Kg., Brombeerblätter 138 Kg., Wollsammlung 1943 Kg., Wäsche 16 Kg., Nesseltengel 45 Kg., Kokostanien 13 Kg., Pflaumenkerne 2½ Kg. Auch ihre Sparpiennige opferten die Kinder für Wohltätigkeitszwecke im Kriege. Am 23. März und 21. April 1915 veranstaltete der Lehrkörper der Mastiger Schule zwei Schüleraufführungen zu Gunsten der Kriegsfürsorge, deren Reinertragnis 122 K betrug. In der „Rote-Kreuz“-Woche im April 1916 wurden gesammelt: in der Schule Mastig 100 K, in der Schule Anseith 77 K, im Oktober desselben Jahres zu Gunsten des Militärwitwen- und Waisenfonds 208.40 K, beziehungsweise 46.57 K. Ein kleines Ereignis wird der Kinderwelt aus jenen Jahren gewiß auch Freude bereitet haben. Es war schon gegen Ende des Schuljahres 1916—17, am 4. Mai. Die Kinder waren in ihren Klassenzimmern, als plötzlich ein ungewöhnliches Geräusch in der Luft gehört wurde. Alles eilte heraus auf die Straße und den neugierigen Augen bot sich der seltene Anblick eines majestätisch in der Luft segelnden „Zeppelin“, der seinen Weg in der Richtung Waldhügel—Kleinborowitz nahm. Eine Freude war es wohl auch für die Schulkinder, wenn aus Anlaß irgend eines großen Ereignisses schulfrei gegeben wurde. Mancher Schüler, manche Schülerin, die in der Zwischenzeit 10 Jahre älter geworden, wird sich an manches selber erinnern.

Am 22. Juni 1914 wütete in dieser Gegend ein heftiges Gewitter mit mehreren Blizschlägen. Durch einen solchen wurde die Kreuz-Linde beim Gasthause des Herrn Josef Haage zertrümmert. Durch den Luftdruck wie auch durch die abgetriebenen Äste wurden beim Tischlermeister Herrn Andreas Wanka mehrere Fensterscheiben eingeschlagen. Die Trümmer des Kreuzes wurden gegen das genannte Haus zu geschleudert und werden bis heute als Andenken an jenen Tag aufbewahrt. Die Linde mußte gefällt werden und der Stamm lag lange im Grase. Es war gewiß ein origineller Gedanke, an



Es möge das Muster einer Brotkarte aus dem Jahre 1915 hier abgedruckt werden:

Ausweis

21. Wood

1 kg 47 dkg Brot

1 kg 5 dkg Mehl

Verkauf nur nach Sicht gegen Vorlegung der Ausweisakte und Abtrennung eines entsprechenden Abschnittes zulässig.

Strafbestimmungen.

K. k. Statthalteri.

[illegible]

Amtsiegel:

Gemeinde-Amt

OBERPRAUNITZ
Gemeinde-Rath

pol. Bezirk: Hohenelbe.



Jede Wochenbrotkarte hatte eine andere Farbe, so daß nicht bezogene Karten einfach zu Gunsten der Allgemeinheit verfielen. Die zugeteilten Mengen waren auch nicht immer gleich. Manche Schwerarbeiter bekamen auch Zuschußkarten. Zuckerkarten waren immer auf einen ganzen Monat mit 1 kg. bis 1 1/4 kg. bemessen, Kaffeemischungskarten auf 2 Monate mit 1/4 kg., Seifenkarten berechtigten monatlich zum Bezuge von 125 Gramm Kernseife und 125 Gramm Seifenpulver, die Raucherkarten waren zuletzt auf ein ganzes Jahr gültig; bei der monatlichen Fassung wurden immer die jeweiligen Wochenabschnitte abgetrennt. Gar mancher hatte eine Tabakkarte, der das ganze Jahr nicht rauchte, aber er wollte entweder einem guten Freunde in der Not aushelfen oder aber hoffte er bei den mühseligen Wanderungen um Lebensmittel durch Zugabe von einem Päckel Tabak oder einer Zigarre oder einiger Zigaretten früher und mehr zu erreichen. Allen ging es schlecht, sehr schlecht im Kriege, auf den Hund war man aber nicht gekommen. Bei den vielen Verordnungen, Erlassen, Aufklärungen, die behördlicherseits an die Bevölkerung ergingen, ließ man die Hunde ungehorsam. Während des ganzen Krieges war keine Hundesperre.

Mit der Versorgung der Bevölkerung hat sich besonders die Firma Mandl unbestreitbar große Mühe gegeben. Als der Lebensmittelverband der Kriegsindustrie in Trautau gegründet wurde, trat auch die Mandl'sche Firma als Mitglied bei. Der Fabrikskonsum erwies sich als wohltätige Einrichtung, wenn nirgends etwas zu kaufen war, dort konnte man immer etwas bekommen. Die Fabriksherren hielten manche Zeit 2—4 Kühe, eine Menge Hühner, eine Kriegsercheinung war auch die Kaninchenzucht. Von allem wurde den Arbeitern abgelaufen. Die Firma kaufte auch eine Menge der verschiedensten Lebensmittel und überließ sie den Arbeitern um einen geringeren Einkaufspreis. Folgende Aufstellung ist gewiß lehrreich. Die Firma besorgte den Einkauf von

Fleisch (ausgeschlachtet)	1.280.50 kg.
Speck	81.50 "
Fleisch (lebend)	1.643.80 "
Käse	111.75 "
Wurst	170. — "
Suppen (Portionen)	52.438. — "
Kirschen	836. — "
Seringe	1.000. — "
Gurken	3.000. — "

Äpfel	9.107. — "
Birnen	2.662. — "
Pflaumen	2.264. — "
noch andere verschiedene Mengen Obst und Gemüse:	
Kraut	2.264. — kg.
Kohlrüben	1.675. — "
Zwiebeln	132. — "
Kapuste	350. — "
Weizenmehl	3.693. — "
Kornmehl	8.685. — "
Gerstenmehl	590. — "
Kartoffelmehl	166. — "
Rüben (Dorschen, Dumliche)	44.900. — "
Möhren	58.000. — "
verschiedene Mengen Marmelade	— — "
Seefische (verschiedene Mengen)	— — "
Bohnen	552. — "
Mohn	34. — "
Graupen	980. — "
Häferreis	825. — "
Korn	3.824.50 "

Als parallele Zusammenstellung möge nachstehende festgehalten werden, weil wir daraus die Preise einiger Lebensmittel ersehen:

4./7. 1918	1 kg Weizenmehl	K 20—22
5./7. "	1 " Kornmehl	K 17
11./7. "	(1 " Gerstenmehl licht	K 17
12./8. "	(1 " " dunkel	K 12
27./9. "	1 " Roggenmehl	K 16
18./1. 1919	1 " Gries	K 16
20./1. "	1 " Weizen	K 6
20./11. 1918	1 " Korn	K 4
8./7. "	1 " Mohn	K 8—11
	1 " Graupen	K 11

Alle diese Artikel wurden den Arbeitern in den Jahren 1917 bis 1919 teils im Konsum, teils in der Fabrik verkauft. Die Firma hat bei diesen Unmengen die Summe von 409.444 K 34 h zugehoben. Dazu kommen noch die Teuerungszulagen und außerordentlichen Unterstützungen in den Jahren 1917—1919 in der Gesamthöhe von 177.450 K, ergibt zusammen den Betrag von 586.894.34 K. Wenn

wir dann die Feldpostbriefe und -Karten durchlesen, die die Arbeiter von der Front, aus den Spitälern, aus der Gefangenschaft ihren Chefs geschrieben haben, so erfahren wir, daß viele Liebesgaben abgeschickt wurden und manche ansehnliche Beträge den Arbeitern und Angestellten zutamen. Die Leute hätten manchmal buchstäblich nichts zu essen gehabt; und wenn gar nichts mehr vorhanden war, das Sauerkraut war ein hungerstillendes Mittel und in mancher Familie hatte sich die Krautsuppe direkt als Frühstück eingebürgert.

Aber auch sonst war Not an allem. Wer Bier trinken wollte, der mußte sich die Zeit genau abpassen, wenn wieder zufällig einmal ein Fäßchen angezapft wurde. Und was das für ein Gebräu war, Müßebier, Queckenbier und alles mögliche andere, nur kein Maß! Bierreisen wurden in die umliegenden Dörfer unternommen, selbst bis nach Paka, wenn es ruckbar wurde, man konnte ein Krügel bekommen.

In der großen Lebensmittelnot wurde eine ganze Fuhre Mehl vom Ortsvorsteher beschlagnahmt. Es war eine Fuhre, die im Schleichhandel wo andershin bestimmt war. In der Früh um 2 Uhr wurde sie aufgefangen und das ganze Mehl um 1 K das Mg. an die Ortsbevölkerung verkauft.

Unter den verschiedenen Arten von Samstern hatte sich auch eine besondere Gattung herausgebildet, nämlich die Samsterner von Hartgeld. Die silbernen Ein- und Zweikronenstücke waren aus dem Verkehr verschwunden. Später wurden auch die kleineren Geldmünzen eingezogen. Es kam die Zeit der Kufuruzünierln und der eisernen Zwanziger, zuletzt auch der eisernen Kreuzer. Fünf-, Zwei- und Einkronennoten aus nicht gerade besonders gutem Papier hergestellt — von der künstlerischen Ausführung ganz zu schweigen — mußten das fehlende Hartgeld ersetzen. In den Tagen des großen Kleingeldmangels wurden die Papiernoten einfach in der Mitte zerrissen und als Kleingeld verwendet. Manche Stadt hatte sogar ihr eigenes Notgeld. In dieser Zeit bürgerte sich im Kauf und Verkauf die Gewohnheit ein, einfach nach Kronen zu rechnen. Alle Preise wurden nach oben aufgerundet und es dauerte jahrelang, bis man wieder nach 10 Sellern rechnete, im Kleinverkefß sind die 2 Sellerstücke jetzt noch selten voranden.

Wenn noch kurz von den Anforderungen des Staates Erwähnung geschehen soll, so sei hingewiesen auf die verschiedenen Kriegsanleihen. Die Bevölkerung im einzelnen, wie auch Gemeinwesen und Institute taten ihr Möglichstes. Die numerische Höhe derselben für Anseith anzugeben, ist dem Schreiber aus Mangel an vollständigen statistischen

Daten unmöglich. Die Gemeinde Anseith selbst hat mit der in ihrem Namen gezeichneten Kriegsanleihe insofern keine Sorge mehr, weil sie zur Gänze von der Firma Mandl übernommen worden ist. Von den Glocken mußten geliefert werden die zwei Kapellenglocken, ferner die 6 Abglocken der Ortsteile Anseith, Burghöfel, Josefs Höhe, Mastig, Vordermastig und Wintermastig. Die Ortsglocken bis auf die von Mastig sind alle bereits wieder ersetzt, der Glockenstuhl der Kapelle aber ist noch immer verwaist.

Während die Heimat so in beispiellosem Opferte alles hergab, standen ihre Söhne in großer Zahl draußen im schweren Kriegsdienste. Durch die fortwährenden Musterungen mußten immer mehr und mehr die friedliche Arbeit mit dem rauen Kriegshandwerk vertauschen. Wenn im folgenden einige trockene Zahlen angeführt werden, so mag der Leser sich hineindenken, wie manche Familie hart betroffen und wie das Hinterland nach und nach von männlichen Arbeitskräften entblößt wurde. Beim ersten Aufgebot mußten 39 einrücken, beim zweiten Aufgebot 22. Jetzt folgt die Statistik der Musterungen:

Jahr	Jahrgänge	Zahl der Musterungspflichtigen	Gemusterte
1. 8. Okt. 1914	1894, 1893, 1892	29	15
2. Nov. 1914	1890—1878 inkl.	83	29
3. 19. März 1915	1896, 1895, 1891	38	27
4. 9. April 1915	1877—1873 inkl.	45	23
5. Mai/Juni 1915	1894/1892, 1890/1878 inkl.	86	26
6. 18. Okt. 1915	1896, 1895, 1891, 1877/1873 inkl.	41	8
7. Herbst 1915	1872—1865 inkl.	70	21
8. 23./6. 1916	Generalmuster. 1897—1866 inkl.	127	62
9. 27. April 1916	1898	14	10
10. Jan./Feb. 1917	1898, 1897, 1896, 1895, 1893	12	6
11. 8.—22. Feber 1917	1899	16	12
12. März 1917	1892—1872 inkl.	39	12
13. Herbst 1917	1899—1897 inkl.	6	1
14. Jänner 1918	1900	16	8

Im ganzen mußten 321 einrücken, im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung, welche damals ungefähr 1680 Köpfe zählte, 19%. Wer vermag die Strapazen, die Leiden, die Entbehrungen, die Schmerzen, den Hunger und all das Kriegselend dieser Braven zu schildern! Wie oft, wenn ein Soldat auf Urlaub kam, wurde er bestürzt, Heldengeschichten, selberlebte, zu erzählen. Es war nicht recht. Man sollte den Urlauber in der Heimat nicht immer an den schrecklichen Krieg

erinnern. Ich glaube, er war froh, ein wenig ausruhen zu können, nicht immerfort an all das Schreckliche erinnert zu werden, für ein Weibchen dem Grauen entronnen zu sein. Der seine Beobachter konnte übrigens die Wahrnehmung machen, daß die, welche am meisten mitgemacht hatten, schweigsam waren, während die Kriegshelden, die in aller Redseligkeit mit dem Erzählen nicht fertig wurden, das meiste nur vom Hörensagen kannten.

Wie anderwärts so hat auch in Anseith die Heimat ihrer Braven draußen im Kampfe nicht vergessen und manche kleine Freude ihnen bereitet. Es war zu Weihnachten 1915. Der deutsche Turnverein Josefs Höhe wollte den Anseithern Kriegern eine kleine Überraschung bereiten. An alle Fingerüchten wurden Liebesgabenpakete im Gewicht bis zu 5 Kg. abgesandt. Der Inhalt war: Ekwaren, Christstriezel, Selschfleisch, Zwieback, Zigarren und Zigaretten, ein Tannenreis mit einer kleinen Kerze und einige Äpfel. Die Auslagen wurden durch die Zuweisungen der Gemeinde, des Turnvereines und durch freiwillige Spenden gedeckt. Die notwendigen Kisten hatte der Fabrikkonsum beigeleitet. Herr Tischlermeister Andreas Wanka hat sie zu Liebesgabenkisten umgearbeitet. Gegen 80 Stück solcher Weihnachtspakete wurden fortgeschickt. Ach, wenn ich hätte in die freudestrahlenden Gesichter der Heimatkinder in der Ferne sehen können, wie werden die Söhne der Heimat, wenn auch im Kriege hart geworden, geweint haben bei dem Gedanken: „Wir sind nicht vergessen, die zu Hause denken an uns, unsere Heimatgenossen haben uns das heimatlische Weihnachtstest mit all seinem Zauber und seiner Poesie nachgeschickt.“ Tiefes Heimweh mag manche Brust durchzittert haben. Wie rührend sind die Dankschreiben, die an die Gemeinde kamen. Alle haben geantwortet bis auf zwei, drei Vermißte, die die Gabe nicht erreichen konnten. Auch die beiden Herren Firmachefs, Eduard und Heinrich Mandl, haben vieles getan, um in der düsteren Zeit die braven Kämpfer für einen Augenblick all das Harte vergessen zu lassen. Wer Gelegenheit hat, die Feldpostbriefe und Karten — es sind weit über 1000 — nur so leicht zu überfliegen, der wird sich davon überzeugen, was alles im Stillen die Firma im Kriege getan. War es nur halbwegs möglich, so erhielt jeder auf seinen Feldpostgruß Antwort. Auf den eingelaufenen Karten und Briefen ist sehr oft mit Tinte oder Bleistift geschrieben: Beantwortet am, oder 10, 40, 60 Kronen geschickt, 10 Stück Zigarren gesandt — und sehr vieles andere. Nicht bloß die eigenen Arbeiter und Angestellten erhielten Nahrungsmittel, Bedarfsartikel, Wäsche, Geld usw. von der Firma zugesandt, sondern wie

aus der Sammlung der Kriegskorrespondenz ersichtlich, wurden mitunter auch einzelne fremde Abteilungen mit Liebesgaben bedacht z. B. 1. Feldkompanie des Infanterie-Regimentes Nr. 5 oder Landsturm-bataillon Nr. 169, 3. Kompanie u. s. f. Das sei nur als Beispiel angeführt. Soll der Inhalt aller Briefe und Karten, die aus dem Felde, aus den Spitälern, aus der Gefangenschaft gekommen, auch nur mit Schlagworten angedeutet werden, so findet der Leser darin neben den regelmäßig wiederkehrenden Dankesworten manchmal recht lebendige Schilderungen über Gefechte, über das Schützengrabenleben, über Verwundungen, über Auszeichnungen, über Erkrankungen, über die Gefangennahme. Durch alle aber zieht sich wie ein roter Faden die stille Hoffnung auf glückliche Heimkehr zur altgewohnten Arbeit, die Hoffnung auf geinundes Wiedersehen in der Heimat.

Einige Feldpostbriefe sind auch in dieses Büchlein aufgenommen und sind an späterer Stelle zu lesen.

Mancher Soldat hat durch den Krieg Städte, Länder, Gegenden, Völker mit ihren Sitten und Gebräuchen kennen gelernt, die er früher nicht einmal dem Namen nach kannte; von denen er keine Ahnung hatte. Besonders wer in russischer Kriegsgefangenschaft jahrelang schmachten mußte, kann viel erzählen. Hören wir einem solchen zu. Es ist dies der Landwehrintanterist Josef M i t e j a aus Mästig. In kleiner Gesellschaft, die ihm willig, aufmerksam und gespannt zuhört, fängt er an:

„Am 21. Juni 1915 wurde ich nach einem großen Gefechte und vollständiger Niederlage der Unsrigen gefangen genommen. Zuerst ging es etwa 30 Kilometer zu Fuß. Wir waren ungefähr 580 Mann und wurden einem russischen Pionierbataillon zugeteilt, wo wir schlecht hatten. Zu essen war im Überfluß und die uns bewachende Mannschaft ist sehr gut mit uns umgegangen. Wir mußten mehrere Brücken über den Bug bauen, 2 bei Koritnica, 1 bei Goradlo, 2 bei Kobrin im Gouvernement Grodno.

Am 1. September wurde ich krank und kam zuerst nach Moskau, von dort nach Charkow in das Spital, das früher ein deutsches Gymnasium gewesen war. Doch nur wenige Wochen gönnte man mir zur Erholung. Ich kam in das Sammellager. Da hing die schlechte Zeit an. Schlechtes Essen und nur einmal im Tage. Fischsuppe mit Graupe und 40 Dtg. ungenießbares Brot bildeten die Mahlzeit. Hier trafen wir zum erstenmal österreichische Serben, Kroaten und Tschechen, die sich als Freiwillige in die russische Armee gemeldet hatten. Nach weiteren 12 Tagen kam ich mit einem Transport von

60 Mann in das Sammellager von Tambow. Hier waren wir in einem Gebäude, wo schon im Jahre 1904 Japaner als Gefangene geschmachtet hatten. 5 Tage darauf wurde ein Transport von 800 Mann nach Sibirien zusammengestellt. Am 12. Oktober 1915 fuhren wir von Tambow fort, unbekannt wohin. Die Reise ging in Kiewagen über Ufa, Schelabinsk (sibirische Grenzstation), Omsk, Nowo-Nikolajewsk, Krasnojarsk. Dort wurde die Begleitmannschaft gewechselt, es fuhren gelbe Kojaken mit uns. Am 1. November kamen wir in Perejowka an. Die Verpflegung war ziemlich regelmäßig und es wurde uns immer in jeder Menagestation Rechnung gelegt, so daß wir je nach dem Preise von dem vorgeschriebenen Menagegeld von 25 Kopeken täglich immer 8.10 Kopeken herausgezahlt bekamen. Uns interessierten besonders die großen Urwälder um Krasnojarsk am Jenissej. Hier hatte im Frühjahr 1915 ein Waldbrand begonnen, der bis zum Herbst 1916 andauerte und Tausende Hektar Wald vernichtete. Der Brand fraß die Landschaft im Norden bis zu der baumlosen Gegend der Tundren kahl. Schön ist die Fahrt um den Bajkalsee: auf einer Seite der unübersehbare wogende See, auf der anderen Seite das Bajkalgelände. Man fährt durch 35 Tunnel, bis auf der anderen Seite ein ganz anderes Landschaftsbild den stammenden Blicken sich bietet. Das Auge erblickt nichts als Sand und niedrige Hügelketten mit Föhren bewachsen. Die Bahn führt längs des Flusses Selenga, der in den Bajkalsee mündet. Perejowka selbst ist ein kleines Dorf von kaum 100 Einwohnern, durchwegs Chinesen und einige Verbannte. Das Lager selbst umfaßte über 300, aus massiven Balken gebaute Holzbaracken. Die Verpflegung war hier annehmbar, täglich 2 Pfund gutes Brot, Tee und 6 Stück Würfelzucker. Früh erhielten wir heißes Wasser, zu Mittag Fleisch, Suppe mit Kraut darin, abends „Kascha“, nämlich Hirsebrei. Jeden zweiten Tag zog eine Partie auf Arbeit, und zwar Planierungen, Ziegeltragen zu den Bauten und verschiedenes. Bezahlt wurde nichts. Professionisten, wie Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schlosser usw. bekamen 25 Kopeken per Tag. Die Verbindung mit der Heimat ging über Schweden; ein Brief brauchte 3 Monate, bevor er ankam. Die Behandlung war im allgemeinen gut, nur die Türken hatten es sehr schlecht.

Am 14. Mai 1916 bin ich wieder mit einem Transport zurückgefahren, wieder unbekannt wohin. Es wurde nämlich alles, was arbeiten konnte, hinausgeschickt. Landarbeit, in die Bergwerke, Holzfällen, besonders aber der Bau der Murmanbahn waren die zugewiesenen Arbeiten. Gerade bei dem Bau letztgenannter Bahn ist die

reichliche Hälfte der abkommandierten Gefangenen (über 35.000) gestorben. Ich kam zu einem Bauern und mußte die verschiedenen landwirtschaftlichen Arbeiten erst lernen wie Tausende andere. Das Dorf hieß Pustina, es liegt am Irtych im Gouvernement Tobolsk in Westsibirien. Die Bevölkerung ist rein russisch und besteht größtenteils aus Zwangsanwohnern. Die Urbevölkerung der Steppe sind Tartaren und Kirgisen. Erziere betreiben etwas Ackerbau und viel Viehzucht, letztere nur Viehzucht. Sie halten bis 1000 Stück Pferde, ebenso viel Rindvieh und Schafe sind keine Seltenheit. Diese Tiere sind das ganze Jahr, Sommer wie Winter im Freien; der Besitzer weiß nur annähernd ihre Zahl. Er bleibt eine Zeitlang an einem Ort, und ist die Weide weg, zieht er an einen andern Ort. Es gedeihen hier alle Getreidearten, sowie Flachs und Kartoffeln sehr gut ohne jede Düngung. Wälder sind selten. Die Leute sind sehr gutmütig und mit geringfügigen Ausnahmen gegen die Gefangenen in jeder Weise gastfreundlich und mitleidig gewesen. Sie haben uns nie als Feinde, sondern als Menschen betrachtet. Nie hat ein Gefangener bei einem Bauern vergeblich um etwas angehalten. Die Feldarbeit wird mit geringen Ausnahmen mit Maschinen verrichtet, die zum größten Teil aus Deutschland waren.

Fluchtversuche sind von vielen Gefangenen unternommen worden, auch viele wegen der großen Entfernungen mißlungen. So sind in Aklabat unweit der persischen Grenze Hunderte nach Persien geflüchtet, wo sie interniert wurden. In Perejowka war im Frühjahr 1915 ein großartig angelegter Fluchtversuch geplant, wobei man das Militär überrumpeln und mit den Waffen in die Mandschurei (250 Werst) flüchten wollte. Alles war schon vorbereitet, jeder wußte, was er auf das gegebene Zeichen zu tun habe. Einige Pfund Pulver sollten beim Bahnhof zur Explosion gebracht werden. Im letzten Augenblick wurde die Sache durch die reichsdeutsche Note-Kreuz-Schwester Alara an die russischen Offiziere verraten. Hunderte kamen in die Arreste, und der Führer, ein österreichischer Leutnant, wurde zu lebenslänglichem Aufenthalt in Sibirien verurteilt. Einzelne Flüchtlinge sind in der unwirklichen Gegend fast immer zugrunde gegangen.

Als der Umsturz im März 1918 ausbrach, wurden wir frei, durften aber nicht nach Hause fahren. Nach dem Frieden von Brest-Litowsk wurden alle Vorbereitungen zur Heimreise getroffen, doch die fortwährenden Kämpfe der verschiedenen Parteien und Armeen vereitelten es uns auch diesmal. So hieß es warten. Die Lebensverhältnisse wurden immer schlechter. Von den durchziehenden Truppen wurde

alles mitgenommen, Pferde, Pelze, Stiefel, Wäsche, Mehl, Hafer, Schlitten. Es wurde requiriert und wieder requiriert, so daß auch schon die Bauern darüber schimpften. Der Wucher hatte unter der weißen Regierung seine höchste Blüte erreicht und war jetzt nicht auszurotten. Stadt und Land war ohne Lebensmittel und Feuerung. Ich sah im Jahre 1920 in Moskau bemittelte Leute, ja sogar hohe Sowjetbeamte, die sich mit Stahl und Zündschwamm auf der Gasse anrauchten.

Endlich und ganz unerwartet sollten wir nach Hause fahren. Am 7. September 1920 kam ein Schreiben an alle Stuhlrichterämter (Bolsche): Wer will, kann bis Ende Dezember 1920 unentgeltlich in seine Heimat zurückkehren; gezwungen wird niemand. Bei der Sowjetregierung hatten wir die gleichen Rechte wie die Russen, wurden auch nicht mehr als Kriegsgefangene angesehen, sondern als freie Ausländer. Wir waren gerade auf dem Felde und so erfuhren wir erst Samstag, als wir nach Hause kamen, die Neuigkeit. Es hat uns keinen besonders gerührt, da wir schon an die Leute gewöhnt waren, 2 Jahre von der Heimat nichts gehört und uns schon so eingerichtet hatten, als sollten wir nie mehr nach Hause fahren. Einer betrieb die Wagnerei, der andere war Zimmermann, ein Dritter Schneider, ein anderer Schuster oder Schmied usw., kurz, ein jeder betrieb sein Handwerk, das er gelernt hatte. Wer nichts kannte, ward Landarbeiter und hatte es sehr gut. Paßte es einem hier nicht, ging er an einen anderen Ort.

Am 5. September fuhren wir von unserem Pustina, wo ich mit einiger Unterbrechung 4 Jahre zugebracht hatte, per Wagen nach Tara, 120 Werst. Wir fuhren etappenweise immer 20 bis 25 Werst. Am 21. September kamen wir dort an. Am 29. September fuhren wir per Schiff auf dem Irtysh nach Omsk. Vom 1. bis zum 3. Oktober hielten wir uns hier auf. Dann ging's weiter nach Petropaulowsk, wo unser Transport auf 1200 Mann ergänzt wurde. Nun ging's immer weiter westlich dieselbe Strecke, die wir gekommen waren, bis Ufa. Von Ufa über Penja, Simbirsk, Moskau. Am 13. Oktober 1920 überfuhren wir bei Slatowir im Ural die Grenze zwischen Europa und Asien, — Europa gelbe Laterne, Asien rote Laterne. In Moskau kamen wir am 21. Oktober bei großer Kälte an. Im Konzentrationslager selbst untersuchte uns eine österr.-ung. Arztkommission und wir wurden in 2 Gruppen geteilt. Die erste konnte gleich wegfahren, die andere mußte noch 2 Wochen warten und gegen Bezahlung arbeiten. Ich war bei der Gruppe Nr. 2. Endlich ging's wieder los. Zuerst

mußte sich jeder beim zuständigen Sowjet melden. Es waren hier tschechoslowakische, österreichische, ungarische, italienische, serbische, rumänische, polnische und deutsche Sowjets; die Offiziere durften nicht nach Hause fahren. Am 3. November verließen wir Moskau. Über die alte schwedische Festung Narwa in Estland, wo wir übernachteten, den nächsten Tag mit dem Schlepper zum Hafen. Am 6. November gingen wir auf dem deutschen Dampfer „Bagdad“ an Bord. Der Weg führte über Swinemünde an der großen Insel Gotland vorbei bis nach Stettin. Von hier fuhren wir über Berlin, Dresden, Bodenbach, Prag, Pardubitz, Böhm.-Trübau, Prerau nach Lipnik in Mähren in die Quarantäne. Am 26. November 1920 bin ich nach beinahe 5 1/2-jähriger Gefangenschaft bei meiner Mutter in Mastig angekommen. Wie hätte ich mehr zu denken gewagt, die Heimat jemals lebendig wiederzusehn.“

Damit schließt der glücklich Heimgekehrte seine Erzählung. An dem Feuer seiner Augen, an der Unruhe seiner Bewegungen sehen die Zuhörer, wie lebhaft ihm noch alles in der Erinnerung vor sich weht, aber auch wie wohl er sich fühlt daheim unter seinen Angehörigen und Freunden. Von den Zuhörern traut sich keiner ein Wort zu sprechen, eine Frage zu stellen, ein jeder ist ergriffen von der großen Gewalt und der tiefen Tragik des Krieges. Mit stummem Händedruck gehen sie auseinander.

II.

Die Nichtheimgekehrten.

Ein jeder Ort hat im Weltkrieg viele seiner treuen Söhne zu beklagen, die teils gefallen, teils an Verwundungen gestorben sind. Über das Schicksal so mancher Kämpfer ist ein tiefes Dunkel ausgebreitet, wir wissen nicht, was mit ihnen geschehen, sie gelten als „vermißt“. Die Marmortafel in der Mastiger Denkmalkapelle kündigt uns 62 Namen von Helden. Außer diesen sind noch 6 Krieger gefallen und 7 Krieger gestorben, die zwar nicht in der Gemeinde Anseith gewohnt haben, aber noch hieher zuständig waren und deren Tod seitens der Behörden anher gemeldet wurde. Die auf der Gedenktafel verzeichneten 62 Kriegsoffer verteilen sich wie folgt:



I. Aufgebot:	4	Gefallene	3	Gestorbene	2	Vermißte
II. Aufgebot:	3	"	6	"	0	"
Landsturm-musterungen:	11	"	29	"	4	"

Nach den Jahren verteilt, mußten ihr Leben lassen:

im Jahre	1914,	1915,	1916,	1917,	1918,	1919,	1920
	7	11	11	6	18	7	2

Von den 62 verblieben:

auf dem russischen Kriegsschauplatz	12
auf dem italienischen Kriegsschauplatz	11
auf dem serbischen Kriegsschauplatz	6
auf dem rumänischen Kriegsschauplatz	1
beim Untergang des „Viribus unitis“	1
im Hinterlande und in der Etappe starben	25
zu Hause starben	6

Nach den Zivilberufen verteilen sich die 62 wie folgt:

1 Spinnmeister, 3 Webmeister, 1 Spulmeister, 31 Fabrikarbeiter, 3 Eisenbahner, ein Lehrer, ein Finanzbeamter, 2 Kutischer, 2 Plattbinder, 1 Gaswirt, 1 aktiver Oberleutnant, 1 Landwirt, 1 Holzschnitzer, 1 Tischler, 1 Schuhmacher, 1 Schlosser, 1 Gendarm, 2 Schlichter, 1 Kartenschläger, 1 Heizer, 1 Zimmermann, 1 Fabrikbeamter, 1 Spengler, 2 Holzarbeiter.

Nach Chargen:

- 47 Landsturminfanteristen,
- 3 Dragoner,
- 2 Gefreite,
- 1 Korporal,
- 1 Marinekorporal (Maschinengast)
- 1 Feuerwerker,
- 1 Zugführer,
- 2 Artilleristen,
- 1 Trainjoldat,
- 1 Gendarmeriewachtmeister,
- 1 Fähnrich,
- 1 Oberleutnant im Generalstabe.

Nach Truppentörpern:

Infanterieregiment Nr. 74	22
" Nr. 18	1
" Nr. 42	1



Infanterieregiment Nr. 92	1
" Nr. 98	1
" Nr. 36	1
Feldjägerbataillon Nr. 12	2
Schützenregiment Nr. 11	15
Jägerbataillon Nr. 1	1
Dragonerregiment Nr. 1	3
Eisenbahn- und Telegraphenregiment	1
Pancompagnie Nr. 249	1
Landsturmregiment Nr. 12	1
S. M. Schiff „Viribus unitis“	1
Adst.-Brigade	1
Landesgendarmeriekommando Nr. 2	1
Sappeurbataillon Nr. 9	1
Sappeurbataillon Nr. 3	1
Artillerieregiment Nr. 52	1
Artillerieregiment Nr. 7	1
Artillerieregiment Nr. 102	1
Festungsartillerieregiment Nr.	1
Gebirgsartillerieregiment	1
Adst.-Bataillon Nr. 10	1

Totenklage.

Und wieder leuchtet der Hlieder
Und duftet heiß und schwer, —
Es kommen die Schwalben wieder: —
Doch er kommt nimmermehr!

Und wieder durch gold'ne Saaten
Des Schnitters Sichel geht:
Und ach! meinen schmutzen Soldaten,
Den hat der Tod gemäht!

Und wieder neigen zur Kiste
Sich Tage voll Glanz und Blut:
O, wenn ich nur wüßte, wüßte,
Wo mein Herzliebster ruht! — —

Ich wollte wandern und gehen
Mit meinem blutigen Leid,
Nur um sein Grab zu sehen,
Viel tausend Stunden weit



Und wollte mit Blumen und Tränen
Ihn segnen immerdar,
Der all mein Sinnen und Sehnen,
Mein Leben und Lieben war!

(Bruder Willram.)

* * *

Wenn jetzt die einzelnen Kämpfer angeführt werden, so sollen ihre Namen nicht wie auf der Tafel jahrgangsweise einander folgen, sondern sie sind geordnet nach den sieben Ortsteilen der Gemeinde Anseith.

I. Anseith.

1. **Obst.-Inf. Vinzenz Endt** aus Anseith Nr. 54, geboren am 8./4. 1870. Er war verheiratet und zuletzt im Berufe Holzarbeiter. Er ist im Mai 1915 zum Eisenbahn- und Telegraphen-Regiment nach Korneuburg eingerückt. Nach der militärischen Ausbildung wurde er der Heeresbahn zugeteilt. Im Jahre 1916 kam er nach Albanien. Im Oktober 1916 erkrankte er an Leberatrophie und wurde in das Baracken-Spital nach Pecs (Fünfkirchen) in Ungarn transportiert. Sein Wunsch war, in die Heimat zurückzukommen, wo er gesund zu werden hoffte. Doch sah er die Seinen nicht wieder. Am 6./12. 1916 starb er in Pecs und wurde am 8. Dezember 1916 auf dem dortigen Zentralfriedhof begraben. Wegen der schlechten Bahnverbindung und der weiten Entfernung konnte seine Gattin mit den 2 Kindern im Alter von 10 und 16 Jahren nicht zum Begräbnis fahren, wiewohl sie telegraphisch die Nachricht vom Tode erhalten hatte.

2. **Obst.-Inf. Josef Psaff** aus Anseith Nr. 40, geboren am 29./4. 1865 in Burghöfel. Er gehörte dem jetzt so langsam verschwindenden Berufe der Hausweber an. Am 21./1. 1916 rückte er zum Schützenregiment Nr. 11 nach Sopron (Odenburg) ein. Von hier kam er gleich an die russische Front. Infolge von Verkühlung erkrankte er und starb am 5./3. 1916 im Feldreservespital Nr. 1/4 in Smelno in Wolhynien. Ihn deckt die kühle Erde fern der Heimat. Seine treue Gattin kennt nicht den Ort. Bei seiner Einrückung konnte er kaum ein Wort sprechen, so hat ihn der Kummer um seine Gattin gedrückt. Er ist sehr schwer fort von zu Hause.

3. **Obst.-Inf. Johann Pfeil**, Fabrikarbeiter bei Fa. Josef Pech, Oberpraunitz, aus Anseith Nr. 24, geboren am 7./4. 1878. Am 10./1. 1917 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Kaaden ein.

Nach der Ausbildung mußte er mit einer Maschinengewehrabteilung an die italienische Front. Hier wurde er am rechten Elbogen verwundet. Zuerst kam er in das Militärspital nach Budweis, von hier in das Garnisonsspital nach Josefstadt, später in das Reservespital nach Aulus. Von hier wurde er zur spezialärztlichen Behandlung in das Reichenberger Spital geschickt, wo er bis zu seinem am 25./4. 1920 eingetretenen Tode verblieb. Die Gattin mit seinem Bruder waren bei seiner Beerdigung am 27./4. Er ruht auf dem Militärfriedhof in Muppersdorf, betrauert von seiner Gattin und 2 Kindern.

4. **Obst.-Inf. Wilhelm Pfeil**, ledig, Fabrikarbeiter in Anseith Nr. 40, geboren am 22. 5. 1886 in Anseith. Ende 1914 rückte er zum Landwehr-Infanterie-Reg. Nr. 11 nach Jitschin ein. Nach seiner Abichtung kam er an die russische Front, wo er bis in den Herbst 1915 kämpfte. Er wurde durch einen Beinchuß verwundet und kam in das Spital nach Kaaden. Zu Weihnachten erhielt er Urlaub und traf seinen Bruder zu Hause, der gleichfalls auf Urlaub weilte. 2 Jahre hatten einander die Brüder nicht gesehen. Im Feber 1916 wurde er wieder an die russische Front abkommandiert und dem Obw.-Inf.-Reg. Nr. 9 zugeteilt. Sein Bruder war zufällig in demselben Dorfe einquartiert. Er wollte ihn aufsuchen, traf ihn aber nicht mehr, da er inzwischen verstorben war. Im Frühjahr 1916 wurde er bei einem Rückzuge vernichtet und dürfte wohl laut Erzählungen seiner Kameraden in den wolhynischen Sümpfen umgekommen sein. Um ihn trauern der Vater, zwei Brüder und eine Schwester.

5. **Obst.-Inf. Josef Schröfel**, Fabrikarbeiter in Anseith Nr. 60, geboren dajelbst am 17./6. 1893. Er war noch ledig. Am 26./8. 1914 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Jitschin ein. Er kam an die serbische Front, wo er die schweren Kämpfe bei Schabatz mitmachte. Am 3./11. 1914 machte ein Schrapnellchuß seinem jungen Leben ein Ende. In einem Massengrabe bei Schabatz wurde er beerdigt. Die Verständigung von seinem Tode kam erst im Feber 1915. Er hat sehr oft nach Hause geschrieben. Seine Eltern konnten es nicht fassen, daß ihr einziger Sohn nicht mehr heimkehren soll.

6. **Obst.-Inf. Franz Stassa**, Spinnereiarbeiter aus Anseith Nr. 43, geboren dajelbst am 7./6. 1888. Am 27./7. 1914 rückte er gleich mit den ersten nach Jitschin zum Landwehr-Inf.-Reg. Nr. 11 ein und kam sofort an die russische Front. Anfang des Jahres 1916 erhielt er einen Kopfschuß, kam nach Josefstadt und später in das Heimatsspital nach Arnau. Von hier wurde er nach Pardubitz geschafft, wo er am 27./10. 1917 seiner Verwundung erlag. Auf dem Militärfriedhof

in Pardubitz ist er bestattet. Um ihn trauerte die Witwe mit einem vierjährigen Knaben.

7. **Ödt.-Znf. Josef Staffa**, Webmeister bei Firma Pech, aus Anseith Nr. 29, geboren daselbst am 9.3. 1892, ledig. Am 27./10. 1914 rückte er zum Schützenregiment Nr. 11 nach Jitschin ein. Zu Weihnachten 1914 kam er an die russische Front (Duklapaß). Anfang Mai 1915 erkrankte er an Bauchtyphus und ist am 6./5. 1915 im Feldspital 53. in Bártfa in Ungarn gestorben. Die Todesanzeige erhielten sein Stiefvater und seine Mutter durch den Feldkuraten Staffa wurde am 7.5. 1915 in Bártfa beerdigt.

8. **Ödt.-Znf. Wenzel Stuchlik**, Spinnereiarbeiter in Anseith Nr. 53, geboren in Grogborowitz am 21.12. 1884. Am 27./7. 1914 rückte er zum Schützenregiment Nr. 11 nach Jitschin ein. Er kam auf den russischen Kriegsschauplatz und ist am 31.8. 1914 in der Schlacht bei Komarow (Rußland) den Heldentod gestorben. Seine Gattin und ein Knabe von 5 Jahren verloren ihren Gatten und Vater.

9. **Ödt.-Znf. Johann Wanka**, Fabrikarbeiter bei Fa. Josef Pech, aus Anseith Nr. 18, geboren in Josefsböhle 8.6. 1877. Am 10./1. 1917 rückte er zum Schützenregiment Nr. 11 nach Sopron ein. Nach 4 Wochen erkrankte er an einer seinen Angehörigen unbekannt gebliebenen schweren Krankheit, kam in das Barackenspital nach Köpfsen, wo er am 4.3. 1917 gestorben ist. Am 7.3. wurde er auf dem dortigen Friedhof beerdigt. Das letztemal hat er am 19./1. 1917 geschrieben. Eine der vielen Karten, welche die Gattin und die drei Kinder an ihn geschrieben hatten, kam mit der von der Krankenpflegerin mit roter Tinte geschriebenen Notiz: „Liebe Kinder! Euer Vater ist . . . und wird nicht mehr zurückkommen“ retour.

10. **Telephonist Wilhelm Wanka** aus Anseith Nr. 9, geboren am 12.4. 1895 in Vordermaistig, ledig, zuletzt Kutcher in Oberprausnitz. Am 15./3. 1915 rückte er zum Schützenregiment Nr. 11 nach Jitschin ein. Nach seiner Ausbildung kam er an die russische Front, erkrankte Anfang 1916 an Rotlauf und wurde in das Garnisonsspital nach Brünn transportiert. Über Ansuchen seiner Angehörigen kam er in das Heimatspital nach Arnau und rückte von hier nach seiner Genesung zum Rader nach Sopron ein. Er wurde dann der Korps-telephonabteilung Nr. 5 zugeteilt und kam an die italienische Front, wo er bis zum Umsturz 1918 verblieb. Während seine Kameraden in ihre Heimat eilten, geriet Wanka am letzten Tage in italienische Kriegsgefangenschaft und kam nach Verona. Hier erkrankte er an

Lungentuberkulose und kam im Austauschwege am 15./5. 1919 nach Prag in das Lungenheim auf der Letna. Er sollte sich jedoch der Wiederkehr in seine Heimat nicht lange erfreuen, denn schon am 28./5. 1919 ist er seinen Leiden erlegen und wurde am 1./6. 1919 am Wolschaner Friedhof beerdigt. Seine Schwester kam noch zum Begräbnis zurecht. Der Verstorbene hinterließ Vater und Mutter und eine Schwester.

II. Burghöfel.

11. **Kanonier Josef Held**, ledig, Zimmermann aus Burghöfel Nr. 20, geboren daselbst am 10.3. 1884. Er rückte im Jahre 1915 zum Festungs-Art.-Reg. III. ein. Später wurde er zum Art.-Reg. 7 transferiert. Er kämpfte an der russischen, rumänischen und schließlich italienischen Front. Er erkrankte infolge der erlittenen Strapazen an Lungentuberkulose und kam schwer leidend in die Heimat zurück. Am 28./4. 1918 erlag er der Krankheit und wurde auf dem Mästiger Friedhofe begraben. Betrauert wird der Tote von seiner alten Mutter, deren Stütze er hätte einst werden sollen.

12. **Kanonier Vinzenz Klos**, ledig, Holzschnitzer aus Burghöfel Nr. 17, geboren daselbst am 20./6. 1890. Er rückte am 15./1. 1915 zum Festungs-Art.-Reg. Nr. 2 nach Budapest ein. Nach kurzer Zeit kam er nach Arad und von dort am 15./3. 1915 an die russische Front, wo er anfangs der Telephon-, später der Radioabteilung zugeteilt war. Am 10./10. 1918 erkrankte er an Malaria, wurde zuerst nach Cormons, später nach Laibach in das Sanitionsspital transportiert. Auf diesem Wege zog er sich eine Lungenentzündung zu, an der er am 5./11. 1918 starb. Am 9./11. wurde er auf dem Friedhofe zum heiligen Kreuze in Laibach beerdigt. Im ganzen weilt er während seiner Militärlaufbahn dreimal auf Urlaub. Um ihn klagten seine beiden Eltern und eine verheiratete Schwester.

13. **Ödt.-Znf. Vinzenz Schinmann**, Bäcker, zuletzt wohnhaft in Hemmersdorf bei Hohenelbe, geboren in Burghöfel am 7./10. 1883. Er rückte im Jahre 1915 zum Inf.-Reg. Nr. 74 ein, wurde später an der italienischen Front einer Feldbäckerei zugeteilt. Zu Weihnachten 1917 erkrankte er an Lungenentzündung und starb im Feldspital zu Innsbruck am 4./1. 1918. Der Genannte war verheiratet und Vater von 2 Kindern.

III. Josefschöhe.

14. **Ost.-Inf. Julius Blaschka**, Warenpacker aus Josefschöhe Nr. 44, geboren am 13./3. 1884 in Els-Öbbernen. Er war verheiratet. Am 16./8. 1915 rückte er zum Schützenregimente Nr. 11 nach Jitschin ein, kam nach Sopron, wo er bis zum 10./1. 1916 weilte. Dierauf ging er nach Leitmeritz zum Landsturm-Reg. Nr. 9, wo er einige Wochen zubrachte. Im Frühjahr wurde er nach Galizien abkommandiert und der Wachmannschaft einer Eisenbahnkompagnie zugeteilt. Im Juli 1917 erhielt er Urlaub und rückte dann zum Rader nach Tata-Tóváros (Ungarn) ein. Im September 1917 kam er an die italienische Front bei Asiago. Hier fertigte er als gelernter Bildhauer zwei Denkmäler für gefallene Offiziere an. Im Mai 1918 wurde er in die eigentliche Gefechtslinie gestellt. Ab 15. Juni wurde er vermisst und schon am 20. Juni als tot gemeldet. Eine amtliche Verständigung erhielten seine Angehörigen erst nach 2 Jahren. Er schrieb sehr oft und ermahnte die Kinder, recht brav und folgsam zu sein, um der Mutter eine Freude zu bereiten. In seinem letzten Schreiben klagt er, daß er arg Hunger leiden müsse. Um ihn trauern eine Witwe mit 2 Knaben im Alter von 9 und 6 Jahren.

15. **Ost.-Inf. Eduard Lorenz**, Blattbinder aus Josefschöhe Nr. 7, geboren in Anjeith am 26./10. 1879. Der Genannte rückte am 23./3. 1915 nach Raaden ein. Im Mai ging er an die russische Front ab. Dort erhielt er am 17./6. 1916 bei einem Sturmangriff einen Kopfschuß, der den sofortigen Tod zur Folge hatte. Der Tapfere ruht in einem Massengrabe bei Jasynovka in Wolhynien. Er schrieb sehr oft seinen Lieben in die Heimat und hat ihnen noch seine letzten Weihnachten eingehend geschildert. Vom 28./4. bis 10./5. 1916 weilte er zum letzten Male bei seiner Familie. Die Todesnachricht gab Herr Lehrer Pekal. Der Gefallene hinterläßt eine trauernde Witwe mit 3 Kindern, 1 Jungen und 2 Mädchen im Alter von 3 bis 6 Jahren.

16. **Landsturmjäger des Feldjägerbataillon Nr. 12 Stefan Scharf**, Kartenschläger aus Josefschöhe Nr. 34, geboren daselbst am 16./7. 1887. Er rückte am 28./8. 1916 nach Raaden ein und kam nach kurzem Aufenthalte nach Közeg in Ungarn. Im Jänner 1917 ist er in Siebenbürgen und schon 2 Monate später geht er an die rumänische Front ab. Hier brachte er den Sommer zu. Im September 1917 erkrankte er infolge der ungeheuren Strapazen und mußte in das Kriegsspital in Wiener-Neustadt gebracht werden, wo es ihm vergönnt war, seinen Bruder wiederzusehen. Zweimal war er auf Urlaub in der Heimat. Nach seiner Genesung kam er neuerdings an die Front, und zwar nach

Italien, wo er in den Stenographen mitkämpfte. Als Gefreiter wollte er hier bis zum Kriegsende. Sein sehnlichster Wunsch, die Heimat wiederzusehen, erfüllte sich. Er durfte nach Hause fahren. Die erlittenen Strapazen warien ihn aber auf das Krankenlager, von dem er sich nicht mehr erheben sollte. Er starb am 22. November 1918 und wurde auf dem Mastiger Ortsfriedhofe begraben.

17. **Jäger Gustav Stajja**, Blattbinder in Josefschöhe Nr. 12, geboren daselbst am 8./4. 1876. Er rückte am 15./5. 1915 zum Jägerbataillon Nr. 1 nach Königgrätz ein. Hier weilte er 14 Tage, worauf er nach Auffig kommandiert wurde. Am 29./6. kam er in die Bukowina, wo er einer Fassungstelle zugeteilt war. Hier erkrankte er an Cholera und wurde am 5./8. in das Spital zu Tatarka geschickt. Am 11./8. erlag er dieser schweren Krankheit und wurde dort begraben, wie der Feldkurat meldete. Er hat seiner Frau und den 2 Kindern (einem Mädchen und einem Jungen im Alter von 6 und 4 Jahren) selten geschrieben, weil er immer etwas kränklich war.

18. **Ost.-Inf. Josef Stajja**, Fabrikarbeiter aus Josefschöhe Nr. 21, geboren daselbst am 2./8. 1894. Am 22./10. 1914 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Jitschin ein, wurde aber bald zum Inf.-Reg. Nr. 92 nach Komotau transferiert. Ende November 1914 kam er an die russische Front. Beim Rückzug geriet er am 9./2. 1915 in russische Kriegsgefangenschaft. Erst nach einem Jahre erhielten seine Angehörigen, obwohl er vorher schon oft nach Hause geschrieben hatte, die erste Karte. Er teilte mit, daß er bei einem russischen Bauern in Diensten stehe und daß es ihm gut gehe. Auf dem Transporte aus der Kriegsgefangenschaft in die Heimat machte er in Kowel einen Zugzusammenstoß mit. Auf der langen Heimreise zog er sich eine Erkältung zu und erkrankte zu Hause an Grippe und Lungenentzündung. Am 3./1. 1919 erlag er seinem Leiden und wurde am 8./1. 1919 auf dem Mastiger Friedhofe beerdigt. Sein gleichfalls in Kriegsdiensten gestandener Bruder kam glücklich nach Hause. Während seiner Dienstzeit starb ihm auch seine Mutter und er fand nur noch seinen 56 Jahre alten Vater im elterlichen Hause am Leben.

19. **Gendarmenwachmeister Josef Bollert**, wohnhaft in Tepliz-Schönan, geboren in Josefschöhe am 12./3. 1871, wurde Ende 1916 zur Felddienstleistung kommandiert. Zuerst war er in Sopron und kam dann später nach Schallau. Infolge einer im Dienste zugezogenen Verkühlung starb er am 12./1. 1918 nach mehrtägigem Krankenlager an Grippe. Er wurde nach Mastig überführt und am Ortsfriedhofe zur letzten Ruhe bestattet.

IV. Mäftig.

20. Landsturmsoldat Anton Baier, Spulmeister in Mäftig Nr. 74, geboren in Niederöls am 12.2. 1870. Am 17./1. 1916 ist er zum Schützenregiment Nr. 11 nach Jitschin eingerückt und kam sodann nach Sopron. Hier verweilte er nicht lange, denn er kam bald in das Reservehospital nach Győr als Krankenpfleger. Hier erkrankte er an Asthma und erlag diesem hartnäckigen Leiden am 26.12. 1917. Beigesetzt wurde er auf dem dortigen Zentralfriedhofe. Er war im ganzen nur einmal einige Tage zu Hause auf Urlaub. Seine Frau eilte auf die telegraphische Nachricht hin unter beschwerlichen Fahrten zu ihm und traf noch 4 Tage vor seinem Tode dort ein. Sie pflegte ihn bis zu seinem Ende und blieb dort bis zum Begräbnisse. Noch heute kann sie den Verlust ihres so braven, fürsorglichen Ehegatten nicht verschmerzen.

21. Dragoner Gustav Berger aus Mäftig Nr. 7, geboren am 1./6. 1898. Er wurde am 19./3. 1917 gemustert. Er brauchte jedoch infolge seiner Enthebung nicht einzurücken. Er war in der Landwirtschaft seiner Eltern tätig. Erst als sein in Militärdiensten stehender Vater mit den 50jährigen am 4./7. 1917 vom Militär entlassen wurde, mußte Gustav Berger am 1./8. 1917 die Heimat verlassen. Nachdem er in Brüx beim Drag. Reg. Nr. 1 seine militärische Ausbildung erhalten hatte, kam er an die italienische Front. Bei den im Frühjahr 1918 an der Piave stattgefundenen schweren Kämpfen wurde er durch einen Schrapnellschuß verwundet und fand am 19./6. 1918 den Heldentod. Seine Eltern und Geschwister wurden durch das Kommando des Regiments verständigt. Berger ruht in fremder Erde.

22. Reserve-Infanterist Johann Boruska, Spinnemeister in Mäftig Nr. 75, geboren in Kleinborowitz am 1./9. 1878. Bei der teilweisen Mobilisierung am 27./7. 1914 rückte er zum Landwehreinfanterieregiment Nr. 11 nach Jitschin ein. Von hier kam er nach Caslau und wurde einer Marschkompagnie zugeteilt. 3 Wochen später ging er nach Krakau ab und von hier in die Gefechtslinie von Lublin. Beim Rückzuge erkrankte er an der Ruhr und wurde in das Epidemiespital nach Bochnia abgehoben. Er starb am 9./10. 1914 und wurde auf dem dortigen Militärfriedhofe in fremde Erde gebettet. Boruska hat sehr oft geschrieben, hat aber von seiner Frau, die ihm auch sehr oft Nachrichten schickte, nie etwas erhalten. Um ihn trauern seine Witwe und zwei Söhne im Alter von 11 und 4 Jahren.

23. Pst.-Zuf. Josef Drejcher, Bahubediensteter in Mäftig Nr. 49, geboren in Niederprausitz am 12./3. 1892. Am 8./10. asseniert, rückte er am 26./10. zum Inf. Reg. Nr. 74 nach Jitschin ein. Nach seiner Abichtung kam er nach Bosnien unweit von Sarajewo, von hier am 20./7. 1915 an die italienische Front und fand bei der ersten Offensive gegen Italien am 25./7. 1915 am Berge St. Michael den Tod. Was die Todesursache war, blieb den Angehörigen bisher unbekannt. Die Nachricht vom dem Tode sandte das Regimentskommando. Bekannt war der Gefallene unter seinen Kameraden durch seine außerordentliche Größe (1.92 m).

24. Pst.-Zuf. Emil Erben, Fabrikarbeiter in Mäftig Nr. 11, geboren in Trautenau am 25./3. 1895, ist im März 1915 zum Inf. Reg. Nr. 74 nach Jitschin eingerückt. Von hier wurde er an die russische Front dirigiert, wo er fast volle 3 Jahre dem Feinde trotzte, bis er im Februar 1918 infolge eines Bauchschusses nach Kufus in Spitalbehandlung kam. Von hier kam er in das Spital nach Arnau und bald darauf, obwohl noch nicht gänzlich geheilt, in die Etappe der italienischen Front, wo er zu leichteren Diensten verwendet wurde. Sein Leiden verschlimmerte sich jedoch sehr bald, er erkrankte dann noch an Typhus und starb an dieser Krankheit am 23./8. 1918 in der Nähe von Trient. Auf dem dortigen Militärfriedhofe wurde er begraben. Für seine Tapferkeit auf dem russischen Kriegsschauplatz erwarb er sich die kleine silberne und die große silberne Tapferkeitsmedaille erster Klasse. Von der russischen Front war er einmal auf Urlaub.

25. Pst.-Zuf. Adalbert Hackel, Fabrikspengler in Mäftig Nr. 76, geboren am 3./5. 1884 in Nieder-Langenau. Am 23./3. 1915 rückte er nach Jitschin zum Schütz.-Reg. Nr. 11 ein. Bald darauf wurde er nach Milowitz der Wachtompagnie zugeteilt. Nach Auflösung derselben kam er zum Arbeiterammelkader nach Josefstadt und wurde als Spengler in die für Heereszwecke arbeitenden Fabrikbetriebe auf Arbeit kommandiert. Er bekam einen wöchentlichen Urlaub, während welchem er im hiesigen Fabrikunternehmen als Spengler arbeitete. Im Jänner 1917 rückte er zum Kader seines Truppenträgers ein und wurde in die Pulverfabrik nach Wöllersdorf bei Wiener-Neustadt kommandiert. Hier erkrankte er im September 1918 an einem Krebsleiden und mußte sich im Garnisonsspital zu Wiener-Neustadt einer Operation unterziehen. Sein Zustand verschlechterte sich jedoch. Seine Gattin fuhr Anfang 1919 zu Verwandten in Mödling und konnte auf diese Weise ihren kranken Gatten täglich besuchen. Sie

pflegte ihn bis zu seinem am 22./1. 1919 eingetretenen Tode. Am 24./1. 1919 wurde er auf dem Militärfriedhofe in Wiener-Neustadt zur letzten Ruhe gebettet. Betrauert wird er von seiner Gattin und 2 unverjorgten Kindern.

26. **Jahnrich Franz Josef Jirasek**, Lehrer in Mastig Nr. 34, geboren in Parichnik am 10./10. 1875. Am 15./5. 1915 ist er zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Maaden zur Ausbildung eingerrückt. Den Winter 1915 verbrachte er in Spindlermühle und wurde der Leitung eines Skikurses beigegeben. Nach Beendigung dieses Kurses kam er nach Gablonz an der Weisse, woselbst er einer Marschkompagnie als Zugskommandant zugeteilt wurde. Mit dieser zog er am 14./4. 1916 gegen Rußland ins Feld und machte, kaum bei seinem Regimente eingetroffen, zwischen Witoniesch und Jasinnovka südlich der Bahnstrecke Kowel-Luck in Wolhynien einen Angriff auf die Russen mit. Dabei ist er am 17./6. 1916 im Artilleriefeuer gefallen. Begraben wurde er am 18./6. 1916 in Babie in einem Einzelgrab. Sein Grab ist mit einem einfachen Birkenzaun eingefriedet, mit Sumpfsilken bepflanzt und einer schlichten Holztafel versehen. Im Oktober 1916 wurde der Witwe die ihrem Gatten zuge dachte silberne Tapferkeitsmedaille erster Klasse übermittelt. Die Witwe folgte ihm im Tode am 31./12. 1920. Es trauern um ihn sein Bruder und seine 2 Schwestern.

Herr Lehrer Jirasek war unter seinen Kameraden sehr beliebt und hat sie öfters durch Vorlesen seiner Gedichte erheitert. Sein Tod rief allgemeine Trauer hervor. Leider ruht er in ödem Sumpfland, fern seiner schönen Heimat, die er in Wort und Schrift gepriesen. Mit ihm schied ein äußerst tüchtiger und gewissenhafter, pflichtbewußter Lehrer. Wegen seines ruhigen, bescheidenen Weisens, seiner freundigen Begleitung für alles Gute, Schöne und Wahre erfreute er sich der Achtung und Wertschätzung in weitesten Kreisen. Bei der Herausgabe der Hohenelber Heimatkunde im Jahre 1907 war er einer der eifrigsten Mitarbeiter. Er hat sich dadurch ein bleibendes Denkmal gesetzt. Leider war es ihm nicht vergönnt, den Abschluß dieses Werkes und die hoffnungsvolle Entfaltung der Heimatforschung zu erleben. Für die Sache seines Volkes begeistert, scheute er keine Mühe und keine Arbeit, wenn es galt, gemeinnützige Bestrebungen zu unterstützen und zu fördern. Im Jahre 1912 hat er als Mitglied des Riesengebirgsvereines selbst die Wegmarkierungen in unserer Gegend durchgeführt. Sein Volksliederbuch aus demselben Jahre sowie seine Märchen und Erzählungen aus dem Riesengebirge erhalten uns diesen Mann in steter Erinnerung. Ehre ihm!

Anmerkung. Von den Lehrkräften, die an der Mastiger Schule wirkten und im Kriege gefallen sind, sind noch zu erwähnen:

Ernst Urbanez, geboren am 8./7. 1890 in Harrachsdorf. Von Mastig ging er am 15./7. 1913 an die Konsulat-Volks- und Bürgerschule in Konstantinopel. Am 29./7. 1914 rückte er von dort ein, wurde am 25./7. 1915 bei Doberdo durch ein Schrapnell an Hüfte und Fuß verwundet und ist diesen Verletzungen am 2./8. 1915 im Reservehospital in Laibach erlegen.

Johann Trömer, geboren am 6./10. 1893 in Sahlbach bei Rochlitz, war gleichfalls einige Zeit Lehrer an der Schule in Mastig und ist am 6./7. 1915 im Epidemiehospital Rzeszow in Galizien gestorben.

27. Reserveinfanterist **Karl Josef**, Warenübernehmer in Mastig Nr. 81, geboren in Schlotten am 24./10. 1885. Am 27./7. 1914 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Jitschin ein. Er kam sofort an die russische Front und wurde am 31./8. 1914 in der Schlacht bei Lublin verwundet. Darauf verweilte er in Jitschin, von wo er 4 Wochen Urlaub erhielt. Nach Ablauf desurlaubes rückte er wieder nach Jitschin ein, wurde nach Milowitz kommandiert und kam bald darauf in die serbische Gefechtslinie. Er geriet am 5./12. 1914 in serbische Kriegsgefangenschaft und hat von hier im ganzen dreimal geschrieben, das letztemal am 17./3. 1915 aus Jagodina. Seit her blieb jede Nachricht von ihm aus. Durch einen Kameraden hat seine Frau erfahren, daß er im Herbst 1915 noch am Leben war. Trotz der vielen Anfragen seiner Frau konnte keine Auskunft über den Vermißten erlangt werden. Er war laut seiner Postkarte für die Tapferkeitsauszeichnung eingegeben, da er bei der Erstürmung eines Berges einer der ersten war. Den Vermißten betrauert seine Witwe mit einem Mädchen, welches damals 7 Monate alt war.

28. Reserveinfanterist **Stefan Lorenz**, Fabrikarbeiter in Mastig Nr. 93, geboren in Vordermastig am 24./12. 1888. Gleich zu Kriegsbeginn rückte er nach Jitschin zum Inf.-Reg. Nr. 74 ein und nahm an den ersten Gefechten bei Schabaz teil. Hier wurde er verwundet und kam nach Ungarn in spitalärztliche Behandlung. Geheilt rückte er zu seinem Rader nach Maaden ein. Beim Baden in der Eger ist er am 27./5. 1915 plötzlich an Herzschlag gestorben. Er ruht in der Soldatenabteilung des Maadener Friedhofes. Seine Mutter und Ehegattin waren beim Begräbnis. Um ihn trauert seine Witwe und ein Kind im Alter von einem Jahre.

29. **Obst.-Inf. Franz Müdsch**, Fabriksbeamter in Mästig Nr. 5, geboren daselbst am 17./11. 1876. Nachdem er am 3./9. 1914 zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Jitschin eingerückt war, kam er zuerst nach Ungarn, dann wieder zurück nach Jitschin, hierauf nach Josefstadt und Kuttenberg, wo er bei den Maschinengewehren seine militärische Ausbildung erhielt. Im November 1917 kam er an die Piave und kämpfte gegen die Italiener. Im Dezember erkrankte er an der Ruhr und wurde von einem Spital in das andere geschickt. Im Spital zu Oderco ist er am 24./1. 1918 gestorben und liegt auf dem dortigen Friedhof. Die Nachricht von seinem Tode erhielt die Witwe mit den 2 kleinen Mädchen durch den Feldkuraten. Im November 1917 — noch vor seiner Erkrankung — sandte er seiner Frau eine Karte mit dem Testament. Seine Sehnsucht nach der Heimat und seiner Familie gab er in jeder Karte kund. Die Briefe und Karten, welche die Frau an ihn geschickt hat, erreichten ihn nicht und kamen alle zurück. Die letzten Weihnachten waren für Müdsch recht traurig, weil er krank und fern der Heimat war.

30. **Obst.-Inf. Robert Munjer**, Webmeister in Mästig Nr. 75, geboren am 1./1. 1876 in Kleinborowitz. Eingedrückt ist er am 10./1. 1917. Zuerst kam er nach Sopron, bald darauf zum Arbeiterjammekader nach Brüx. Von hier wurde er nach Friedland zur Firma Schickelanz u. Co. kommandiert, wo er durch $\frac{3}{4}$ Jahre als Geschoszdreher arbeitete. Bei einer stattgefundenen Sichtung wurde er zum Felddienst für tauglich erklärt und rückte nach Josefstadt zum Arbeiterjammekader ein. Er erkrankte, wurde jedoch bald darauf nach Debreczin zu einer Fliegerabteilung transferiert, bei welcher er nur eine kurze Zeit war. Er kam dann an die russische, beziehungsweise rumänische, zuletzt an die italienische Front in den Abschnitt der „Sieben Gemeinden“. Zugeteilt war er der Baukompagnie 249. Er erkrankte an der Ruhr und wurde in das Feldspital Nr. 602 nach Grigno in der Nähe von Borgo gebracht, wo er ungefähr 1 Jahr blieb, bis er am 2./9. 1918 seinem Leiden erlag. Laut Mitteilung der Militärseelsorge wurde er am 3./9. 1918 auf dem Militärfriedhofe in Grigno beigesetzt. Auf Urlaub weilte er nur einmal bei den Seinen und zwar zur Zeit seiner Kommandierung in Friedland. Gerade in der Zeit, wo er gestorben ist, sollte er wieder Urlaub bekommen. Um ihn trauert seine Gattin und 2 Kinder, damals im Alter von 16 und 14 Jahren.

31. **Korporal des Schützenreg. Nr. 11 Johann Nyé**, Fabrikschlosser in Mästig Nr. 86, geboren am 26./1. 1882 in Peda. Er rückte am 16./8. 1915 nach Jitschin ein und kam darauf nach Sopron. Im

September sollte er ins Feld abgehen, da jedoch noch 2 jüngere Korporale da waren, blieb Nyé zurück und wurde einer Maschinenfabrik in Sopron als Schlosser zugeteilt. Am 24./2. 1916 ging er an die russische Front ab u. zw. direkt in die Feuerlinie. Er geriet in Gefangenschaft, floh jedoch unter vielen Wechslungen mit 3 Kameraden wieder zu seinem Regimente zurück. Am 30./7. 1916 wurde er in einer Schlacht am Ethr beim Rückzuge verwundet. Zuerst kam er in das Garnisonsspital in Jägerndorf, dann nach Josefstadt und zuletzt in das Heimatspital nach Arnau, wo er infolge seiner dreifachen Verwundung am 28./8. 1916 starb. Er wurde in seine Heimat nach Peda überführt und dort im eigenen Grabe bestattet. Um ihn klagen seine Witwe und 2 Kinder.

32. **Obst.-Inf. Bernhard Pfaff**, aus Mästig Nr. 63, geboren am 19./5. 1892. Am 28./10. 1914 rückte er nach Jitschin zum Inf.-Reg. Nr. 74 ein. Ende Dezember 1914 ging er ins Feld zur Drina-Armee ab, wo er im Juni 1915 das erste Mal verwundet wurde. Im Spital in Raaden wurde er geheilt. Im September 1915 kehrte er an die Front zurück und nahm an den 11 Tionzschlachten teil. Bei der Eroberung des Lovcen war er bei der Sturmabteilung. Er machte mehrere Handgefechte mit und wurde auch einmal durch Säbelschläge verletzt. Für seine Tapferkeit erhielt er zweimal die silberne Tapferkeitsmedaille zweiter Klasse, zweimal die bronzene und das Karls-Truppenkreuz. Am 6./12. 1917 starb er im Feldspital 301 in Malga Galmara bei Asiago und wurde auf dem dortigen Friedhofe begraben.

33. **Landsturmjäger Josef Pfeiffer**, Fabrikarbeiter in Mästig Nr. 92, geboren in Mähligbad am 19./1. 1874. Am 15./5. 1915 rückte er nach Raaden ein und wurde dem Feldjägerbataillon Nr. 2 in Königgrätz zugeteilt. Von hier erhielt er 4 Wochen Urlaub, kam sodann nach Ungarn, wo er seine Abrechnung mitmachte. Als er dann an die russische Front kam, erreichte ihn gleich beim ersten Gefecht die tödbringende Kugel. Es war dies am 27./9. 1915 bei Podlesje. Zweimal hat er geschrieben und um eine Liebesgabe gebeten, welche ihn jedoch nicht mehr am Leben trug und daher wieder zurückgesandt wurde. Um den Gefallenen trauern seine Mutter und seine erwachsenen Geschwister.

34. **Obst.-Inf. Franz Rifirich**, Kutscher in Mästig Nr. 44, geboren in Oberprausnitz am 7./12. 1879. Am 15./2. 1915 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Jitschin ein. Ueber seine weiteren Schicksale konnte nichts Näheres in Erfahrung gebracht werden. Er starb am 20./8. 1915 im Epidemiespital in Vojsewissa an Cholera und ist dort begraben. Er hinterläßt seine Frau mit 3 kleinen Kindern, 2

Mädchen und 1 Knabe. Von der Familie der Eltern des Gefallenen ist wohl folgendes erwähnenswert. Er hatte 7 Schwestern. Alle Kinder wurden groß, und als sie erwachsen waren, kam eine heimtückische Krankheit über die Familie, sodaß binnen 12 Jahren dieselbe ganz ausgestorben ist. Am 29./7. 1903 starb die Schwester Karolina, am 29./11. 1903 Marie, am 24./5. 1905 Johanna, am 18./1. 1906 die Mutter Franziska, am 6./3. 1907 die Schwester Franziska, im Jahre 1910 der Vater Johann, im Jahre 1911 die Schwester Anna, am 1./12. 1912 Katharina, im Jahre 1914 die letzte Schwester Philomena, im Jahre 1915 ist er selbst gefallen.

35. Reserveinfanterist Josef Kumlér, Schlichter in Mafzig Nr. 93, geboren in Oberprausnitz am 7./12. 1882. Bei Kriegsausbruch rückte er nach Jitschin zum Inf.-Reg. Nr. 74 ein. Ende August 1914 kam er an die serbische Front, machte mehrere schwere Gefechte mit und wurde am 15./12. 1914 bei Belgrad gefangen genommen. Zuerst kam er nach Misch, dann nach Belika Plana. Von hier schrieb er 3 Karten, die letzte am 26./12. 1914. Seit dieser Zeit wird er vermißt. Auf wiederholtes Anfragen bei dem Roten Kreuz in Wien und Prag kam die Nachricht, daß er von Belika Plana vielleicht auf die Insel Malta gekommen sein dürfte.

36. Dragoner Josef Kumlér, Fabrikarbeiter in Mafzig Nr. 59, geboren daselbst am 26./7. 1893. Am 28./8. 1916 rückte er zum Drag.-Reg. Nr. 1 nach Theresienstadt ein. Er erkrankte an einem Lungenleiden und kam in das Spital nach Tšegg. Nach kurzem Urlaube mußte er zum Rader seines Regimentes einrücken, wurde der Marschessadron zugeteilt und an die russische Front kommandiert. Im Etappenraume seines Truppenkörpers wurde er zu verschiedenen Arbeiten verwendet. Anfang 1918 erkrankte er an seinem alten Leiden und kam zuerst in das Militärspital nach Wiener-Neustadt, später in das Kriegsspital 4 nach Meidling, wo er am 29./4. 1918 starb. Auf die telegraphische Nachricht hin eilte seine Schwester an sein Krankenbett, konnte jedoch ihren Bruder nicht mehr am Leben treffen. Er wurde auf dem Wiener Zentralfriedhof am 2./5. 1918 in einem Soldatengrabe bestattet.

37. Odt.-Inf. Franz Scholz, Fabrikarbeiter in Mafzig Nr. 61, geboren in Switschin am 9./3. 1868. Am 21./2. 1916 trat er in Raaden beim Inf.-Reg. Nr. 74 ein und wurde der Ersatzkompanie zugeteilt. Ein altes Magenleiden brach hervor, so daß er zuerst in das Spital nach Raaden gehen mußte und nach 3 Monaten superarbitriert wurde. Bei einem Bauer in Oberprausnitz verrichtete

er die Feldarbeiten, erholte sich bei der gesunden Kost und wurde im Jahre 1917 neuerlich gemustert. Von 50 zur Musterung Erschienenen war er der einzige taugliche Mann! Er rückte am 28./7. 1917 zum zweitenmal ein. Beim Militär verschlimmerte sich sein Magenleiden derart, daß er am 16./4. 1918 auf ein Jahr beurlaubt werden mußte. Er starb in seiner Heimat am 10./12. 1918 und wurde auf dem Ortsfriedhofe in Mafzig am 13./12. 1918 begraben. An seiner Bahre trauern seine Gattin und 5 versorgte Kinder.

38. Odt.-Inf. Franz Schorm, Fabrikarbeiter aus Mafzig, geboren am 6./10. 1891 in Guttendorf. Im Jahre 1915 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 ein und kam an die russische Front. Am 16./6. 1916 wurde er verwundet und in das Militärspital nach Olmütz gebracht, wo ihm das rechte Bein amputiert werden mußte. Er durchwanderte die Spitäler von Reichenberg, Hohenelbe und Arnau und wurde am 2./1. 1918 superarbitriert. Durch das Fehlen des rechten Beines war ihm das Leben sehr verleidet. Bei der Firma Mandl in Mafzig fand er eine entsprechende Beschäftigung, konnte ihr jedoch nicht lange nachgehen. Er wurde bettlägerig und starb am 19./3. 1919. Er ruht auf dem Mafziger Ortsfriedhofe, betrauert von seiner jungen Gattin, welcher nur eine sehr kurze Ehe mit dem Verstorbenen gegönnt war.

39. Odt.-Inf. Josef Stajja, Fabrikarbeiter in Mafzig Nr. 17, geboren in Niederöls am 19./12. 1879. Am 15./2. 1915 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 ein. Er kam auf 2 Monate nach Sarajevo und von hier an die italienische Front, wo er im Herbst 1915 an der Ruhr erkrankte. Wir treffen ihn zuerst im Laibacher Garnisonsspital und später im Rekonvaleszentenheim in Milowitz. Nach einem Urlaub von 10 Tagen kam er nach Serbien, bald darauf jedoch wieder an die italienische Front. Im Jänner 1917 hatte er seinen zweiten Urlaub, konnte jedoch zu seinem Truppenkörper nicht zurück, da er sich beide Füße erfroren hatte. Ungefähr 4 Wochen war er im Arnauer Krankenhaus. Von hier wurde er nach Raaden einberufen und mit einer Maschinengewehrkompanie dem Inf.-Reg. Nr. 98 zugeteilt. In den großen Schlachten am Isonzo erwarb er sich die bronzene und die kleine silberne Tapferkeitsmedaille und außerdem zweimal das Truppenkreuz. Vom 13./6. bis 6./8. 1918 weilte er das letzte Mal bei den Seinen auf Urlaub. Ende Oktober 1918 geriet er in englische Kriegsgefangenschaft. Er schrieb einmal aus Cassino bei Neapel in Italien. Seine letzte Karte trägt das Datum vom 16./1. 1919. Auf wiederholte Anfragen gab das östl. Rote Kreuz die Nachricht:

„Ist in Cassino gestorben und liegt auch dort begraben.“ Ihn betrauern seine Gattin und 2 Kinder im Alter von 12 und 14 Jahren.

40. **LdSt.-Znf. Johann Steffan**, Fabrikarbeiter in Hermannitz, geboren am 1./12. 1873 in Maštig. Er rückte am 15. 5. 1915 zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Jitschin ein. Er kam zuerst nach Raaden, dann nach Saaz, Leitmeritz, Teplitz, Budapest und schließlich an die russische Front. Verwundet wurde er zuerst in ein Feldspital gebracht, kam dann nach Josefstadt und nach Rufus, wo er einige Zeit blieb. Kaum etwas erholt, mußte er wieder nach Raaden einrücken und kam zum zweitenmal nach Rußland. Er erkrankte bald und kam ins Sinterland, wo er im Meieresspital der Barmherzigen Schwestern in Wien am 3. 2. 1918 starb. Am 6. 2. wurde er auf dem Zentralfriedhof begraben.

41. **Meeresschiffbauarbeiter Josef Tauchmann**, Schlichter in Maštig Nr. 56, geboren daselbst am 8./10. 1887. Am Mobilisierungstage rückte er zum Feldkanonen-Regiment Nr. 25 nach Josefstadt ein. Hier war er bei der Zusammenstellung der Formationen behilflich. Schon zu Weihnachten kam er an die russische Front und wurde einer Fliegerabwehrkompanie zugeteilt. Für seine besondere Tapferkeit und seinen bis an Verwundenheit grenzenden Mut erhielt er die bronzene und die kleine silberne Tapferkeitsmedaille. Im Frühjahr 1916 wurde er an die italienische Front kommandiert und dem Feldartillerie-Regiment Nr. 52 als Beobachter zugeteilt. Als solcher zeichnete er sich auch hier durch sein kühnes Vorgehen aus und es wurde ihm noch einmal die kleine silberne und zweimal die große silberne Tapferkeitsmedaille an die Brust geheftet. Am 18. 6. 1918 traf den Tapferen die todbringende Kugel. Er wurde von seinen Kameraden und Vorgesetzten, bei denen er sehr beliebt war, allgemein beklagt. Beerdigt wurde er auf dem Militärfriedhofe zu Ego im Gebiete der Sieben Gemeinden. Den so vielfach ausgezeichneten Helden beweinen im bittersten Schmerze seine Eltern, seine Frau und das einzige Kind, ein achtfähriger Knabe, denen er stets ein muster-gültiger Sohn, Gatte und Vater gewesen ist. Möge ihm die fremde Erde leicht sein!

42. **LdSt.-Znf. Josef Tauchmann**, Tischlergehilfe in Maštig Nr. 59, geboren am 15./2. 1899. Am 10./3. 1917 rückte er zum Pionierbataillon Nr. 9 nach Rußland ein. Nach der Abrechnung erkrankte er und wurde in das Garnitionsspital nach Theresienstadt geschickt. Er erhielt 14 Tage Krankenurlaub, den er bei seiner Mutter zubrachte. Bald darauf kam er mit einer Marschkompagnie nach Albanien. In-

folge seiner schwächlichen Natur erkrankte er an Malaria und Ruhr, später gesellte sich noch Lungentuberkulose dazu. Er wurde in das Barackenhospital nach Brauman überführt. Von hier verständigte er seine Mutter, die ihn dreimal besuchte. Trotz vieler Bemühungen gelang es ihr nicht, den Sohn nach Hause zu bekommen, um ihm die nötige Pflege angedeihen zu lassen. Am 21./11. starb er. Der Vater, der in Wöllersdorf arbeitete, kam zur Beerdigung zu spät und die Mutter hatte der Schmerz auf das Krankenlager geworfen. Seine Kameraden geleiteten ihn am 23./11. 1917 zur letzten Ruhestätte auf dem Militärfriedhofe zu Märzdorf bei Brauman. Der Vater kam gleich nach dem Umsturz gesund nach Hause; die Eltern trauern um ihren Sohn, der ihnen in der schönsten Blüte des Lebens genommen wurde.

43. **Maschinengast Johann Walsch**, Schlosser aus Maštig Nr. 16, geboren in Reichenau bei Gablonz am 9. 8. 1899. Er meldete sich freiwillig zur Kriegsmarine und ist am 10. 3. 1917 nach Pola eingerückt. Hier erhielt er seine dreimonatliche Ausbildung, absolvierte sodann die Maschinenschule und wurde zum Maschinengast befördert. Am 10. 6. 1918 machte er die Seeschlacht in der Stranotschitzstraße mit, wo die österr.-ung. Flotte der feindlichen Übermacht weichen mußte. Er blieb bis zum Umsturz in Pola. Als in den frühen Morgenstunden des 1. 11. 1918 — der Waffenstillstand mit Italien war bereits geschlossen — der Kreuzer „Viribus unitis“ von den Italienern lanciert und zum Sinken gebracht wurde, ging Walsch mit dem Schiff unter, da er im Schiffsinnern arbeitete und den Befehl des Kommandanten „alle Mann über Bord“ nicht gehört hatte. Walsch war immer sehr brav. Besonders seinem Vater war der Burche aus Herz gewachsen, weil er sehr vernünftig war und gleich seinem anderen Bruder bei der Bahn eine gesicherte Anstellung anstreben wollte. Walsch hat sehr oft nach Hause geschrieben, war aber nur ein einziges Mal auf Urlaub.

44. **LdSt.-Znf. Wenzel Waska**, Fabrikarbeiter aus Maštig Nr. 44, geboren am 11./1. 1867 in Stupna. Am 21./1. 1916 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Raaden ein und kam im März desselben Jahres an die italienische Front. Infolge Erkältung erkrankte er und wurde zuerst nach Bozen und dann nach Prag in das Garnitionsspital geschickt, wo er am 10. 8. 1916 seinem Leiden erlegen ist. Um ihn trauert seine Gattin und 5 Kinder. Eine Tochter ist verheiratet, die übrigen 4 waren noch unverheiratet. Sein Einrückungstag war zu-

gleich auch der letzte Abschied von seinen Lieben, denn er hat niemanden seiner Angehörigen mehr gesehen.

45. **Obst.-Inf. Josef Zbarsky**, Fabrikarbeiter in Mastig Nr. 22, geboren in Parschnitz am 5./10. 1895. Am 15./3. 1915 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 18 ein und ging am 1./5. ins Feld an die galizische Front ab. Er überstand manchen harten Angriff und fand beim Vormarsche in Russisch-Polen am 2./7. 1915 bei Alexandrowka durch einen Kopfschuß den Tod. Er hinterließ seine Mutter mit 2 Schwestern, die damals 13 und 15 Jahre alt waren.

V. Mastigbad.

46. **Trainsoldat Emil End**, Fabrikarbeiter in Mastigbad Nr. 14, geboren am 20./6. 1894 in Els-Öbberney. Eingerrückt ist er am 1./8. 1916 zum Schützenregiment Nr. 11 nach Sopron. Nach seiner militärischen Ausbildung kam er zur Gebirgsartillerie nach Trautenau, von hier nach Tirol an die italienische Front, wo er ein halbes Jahr der Autokolonne zugeteilt war. An dieser Front verblieb er bis zum Umstürze, erkrankte an der damals stark auftretenden Grippe und zog sich später eine Lungen- und Rippenfellentzündung zu. Er wurde zuerst in das Spital nach Brizleg und von hier vor den vordringenden Italienern nach Salzburg gebracht. Bald darauf traf er im Baradenhospital in Pardubitz ein, von wo ihn sein Vater in die Heimat abholte. Unter der Pflege seines Vaters und seiner 2 Schwestern sollte er genesen. Jedoch es kam anders. Im November 1918 brachte der Vater den schwer Erkrankten in das Bezirksspital nach Jaromer, wo er operiert wurde. Nach seiner Entlassung aus diesem Spital hielt er sich wieder im Vaterhause auf, fand aber seine Gesundheit nicht mehr und starb am 1./6. 1919. Begraben wurde er auf dem Friedhofe in Mastig.

47. **Obst.-Inf. Anton Rzechal**, Webmeister aus Mastigbad Nr. 9, geboren daselbst am 13./1. 1875. Am 15./5. 1915 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Raaden ein und wurde von hier geradewegs nach Galizien an die russische Front geschickt. Im Herbst 1915 zog er sich durch eine Verletzung bei einem Trahtverbau an der rechten Hand eine Blutvergiftung zu und wurde zuerst in einem Feldspitale in Ungarn, dann im St. Elisabeth-Spital in Wien ärztlich behandelt. Über Ansuchen seiner Frau kam er am heiligen Abend in das Heimatspital nach Arnau, wo er durch 6 Wochen behandelt wurde. Nach der Heilung kam er auf 3 Wochen in das Refonvaleiszentenheim nach

Raaden und erhielt über ein neuerliches Besuch seiner Frau noch einmal einen Krankenurlaub von 3 Wochen. Am 10./4. 1916 ist er wieder in Raaden und am 17./4. 1916 kämpft er schon an der russischen Front. Am 16./6. 1916 fand er bei Baby (Wolhynien) den Heldentod. Um ihn trauern eine Witwe, eine Tochter, damals 11, und ein Sohn, damals 8 Jahre alt. Die Nachricht von dem Tode erhielt die Witwe durch den Zugführer und den Feldkuraten. Gleichzeitig wurde ihr auch eine photographische Ansicht des Grabes zugesandt. Mit dem Gefallenen ruhen noch 2 andere Kameraden im selben Grabe.

48. **Dragoner Karl Wanka**, Fabrikarbeiter in Mastigbad Nr. 12, geboren daselbst am 31./1. 1890. Zur Zeit des Kriegsausbruches stand er im aktiven Dienstverhältnisse beim Dragonerregiment Nr. 1 in Theresienstadt. Er kam gleich an die russische Front, wo er das Jahr darauf an Rippenfell- und Lungenentzündung erkrankte. Kaum hatte sich seine Gesundheit in einem ungarischen Spitale etwas gefestigt, so mußte er neuerdings an die russische Front, wo er fast den ganzen Krieg verblieb. Einige Monate vor dem Umstürze wurde er wegen des ihm anhaltenden Leidens zu Hilfsdiensten verwendet und bald darauf superarbitriert. In die Heimat zurückgeführt, kränkelte er noch immer und suchte am 6./10. 1920 im Reservepital zu Pardubitz ärztliche Hilfe, jedoch vergeblich. Er starb am 8./11. 1920 und schläft am Militärfriedhofe zu Pardubitz den ewigen Schlaf. Infolge falscher Telegrammadresse bekamen der Vater und seine 3 Geschwister die Nachricht von seinem Tode zu spät, so daß niemand beim Begräbnis anwesend sein konnte.

VI. Vordermastig.

49. **Obst.-Inf. Wenzel Cersovsky**, Holzarbeiter aus Vordermastig Nr. 14, geboren daselbst am 24./8. 1891. Im Herbst 1914 rückte er zum Landwehr-Inf.-Reg. Nr. 11 nach Titschin ein und ging nach seiner Abichtung an die russische Front ab. Infolge des sehr strengen Winters und der überaus großen Kälte erfrörte er sich die Füße und mußte in das Spital nach Wiener-Neustadt geschickt werden. Von da wurde er nach Josefstadt und später nach Arnau transportiert. Ende August 1915 ging er wieder zum Rader nach Sopron und von da sofort an die russische Front. Im Frühjahr 1916 erkrankte er an einem Magenleiden und kam in das Soproner Spital. Nach einem kurzen Urlaube ging er zum dritten Male ins Feld nach Rußland. Hier machte er die großen Kämpfe am Etyr bei Gruziatyn—

Kowel mit, bis ihn am 21./6. 1916 beim Menageverteilen das tödliche Blei ereilte. Beerdigt wurde er am 25./6. 1916 in Stulky in Wolhynien. Die Todesnachricht kam durch den Feldkuraten.

50. **1. Lt.-Znf. Albin Auhn**, Fabrikarbeiter in Vordermaistig Nr. 10, geboren in Burghöfel am 10./1. 1890. Am 15./1. 1915 rückte er zum Schützenregiment Nr. 11 nach Jitschin ein und kam schon am 13./3. an die russische Front. Hier hat er in den vordersten Reihen tapfer gekämpft und wurde beim Vormarsche am 20./5. 1915 durch eine Gewehrflugel in den Unterleib schwer verwundet. Sein Leiden war sehr schwer, aber kurz, denn schon nach 2 Stunden erlag er der Verwundung. Er ruht in fremder Erde auf einem Militärfriedhofe bei Boratyce unweit von Przemyśl. Er hat sehr oft seinen Eltern und Geschwistern geschrieben und jedesmal in freudvoller Hoffnung auf ein baldiges Kriegsende, da er ja gerade bei dem großen Vormarsche in die Feuerlinie trat.

51. **Jäger Anton Nzechal**, Fabrikarbeiter in Vordermaistig Nr. 4, geboren daselbst am 20./9. 1895. Am 15./3. 1915 rückte er zum Feldjägerbataillon Nr. 12 nach Reichenberg ein und ging am 15./5. 1915 ins Feld ab. Durch 8 Wochen kämpfte er gegen die Russen, bis er am 6./7. 1915 am Kopfe schwer verwundet wurde. Zuerst lag er in Pardubitz und später wurde er über Jitschin nach Arnau ins Spital geschickt. Hier verblieb er bis Ende November 1915 und rückte am 12./12. 1915 nach kurzem Urlaube wieder nach Jitschin und von hier zu seinem Bataillon nach Kötzeg ein. Am 2./2. 1916 machte er zum zweiten Male an die russische Front, Ende Mai an die italienische, wechselte Anfang Oktober neuerlich seinen Standplatz und kämpfte dann gegen die Rumänen. Gleich in den ersten Gefechten wurde er bei der Erstürmung des Berges Oberrocca am 3./10. 1916 durch einen Kopfschuß tödlich getroffen und ist laut Aussagen seiner Kameraden lautlos zusammengebrochen. Die Gefallenen aus diesen Kämpfen sollen in Massengräbern am Fuße des Berges Oberrocca bei Buj in Rumänien begraben sein. Seine letzte Nachricht, welche ein Kamerad aus Oberpraunitz den Angehörigen mitgebracht hat, ist ein verzweifelter Brief von der italienischen Front.

52. **1. Lt.-Znf. Alois Sturm**, Sohn des jetzigen Ortsvorstehers, geboren in Kleinborowitz am 24./10. 1894, zuletzt als Schuhmacher wohnhaft in Vordermaistig Nr. 13. Am 26./10. 1914 rückte er zum Schützenregiment Nr. 11 nach Jitschin ein. Die Zeit seiner militärischen Ausbildung dauerte ihm zu lange. Er meldete sich freiwillig ins Feld. Gleich mit der ersten Marschkompagnie kam er an

die russische Front. Seine Begeisterung für das Militär war sehr groß. In den Karpathen machte er schwere und harte Kämpfe mit, erkrankte in den Schützengraben an Bauchtyphus und wurde in das Spital nach Eperjes gebracht. Nach kurzer Krankheit starb er am 15./4. 1915 und ruht auf dem dortigen Militärfriedhofe im Massengrab Nr. 79. Seine Eltern besitzen eine Photographie der letzten Ruhestätte. (Siehe Schlußvignette dieses Abschnittes.) Der Gefallene hat sehr oft geschrieben und jede Karte war voller Begeisterung für die heilige Aufgabe der Verteidigung seines Vaterlandes. Ehre seinem Andenken!

VII. Hintermaistig.

53. **1. Lt.-Znf. Johann Burkert**, Kutischer aus Königshausen, geboren in Hintermaistig am 14./9. 1892. Im Jahre 1915 rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 71 nach Jitschin ein. Nach seiner Ausbildung kam er an die russische Front, wo er durch einen Beinshuß verwundet wurde. Nach seiner Heilung wurde er zum Artillerieregiment Nr. 2 nach Leitmeritz transferiert. Während des sechswöchentlichenurlaubes verheiratete er sich am 6. 6. 1918 mit Marie Dittrich aus Switschin. Nach seinem Urlaube kam er an die italienische Front und erkrankte an Lungentuberkulose. In Raab (Győr) starb er im Spital am 3./3. 1919 und wurde auf dem dortigen Militärfriedhofe beerdigt. Nach seinem Tode gebar ihm die Witwe ein Mädchen, das der Vater gar nicht gesehen hat; es ist im Alter von 6 Wochen gestorben.

54. **Reserveinfanterist Wilhelm Dittrich**, Fabrikarbeiter aus Hintermaistig Nr. 29, geboren am 15./2. 1873. Am Tage der allgemeinen Mobilisierung rückte er nach Jitschin ein. Da er kränklich war, erhielt er zuerst einen Urlaub von einem Monate, dann von einem halben Jahre. Als er darauf wieder nach Jitschin kam, wurde er superarbitriert und aus dem Militärdienste entlassen. Bei der Musterung Ende 1916 wurde er aber wieder für tauglich befunden und so rückte er am 10./1. 1917 zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Jitschin ein. Er wurde dem Arbeiterfemmelbataillon in Brunnensdorf zugeteilt. Auf der Wache zog er sich eine Verfrühung zu und kam in das Spital nach Brüx. Kaum hatte er sich etwas erholt, mußte er zurück nach Brunnensdorf und von da in die Munitionsfabrik nach Wöllersdorf. Die frühere Krankheit jedoch kam wieder zum Durchbruche und Dittrich wurde wegen einer eitrigen Rippenfellentzündung Anfang Juni 1918 in das Kriegsspital zu Wiener-Neustadt geschickt. Am

9./9. 1918 erlag er seinem schweren Leiden und wurde auf dem dortigen Militärfriedhofe begraben. Er hinterließ die Witwe und 7 unversorgte Kinder, 5 Mädchen und 2 Knaben. Das älteste Kind war seinerzeit 14, das jüngste 2 Jahre alt. Während der Krankheit wurde Dittrich von seiner Frau zweimal in Wiener-Neustadt besucht. Der zweite Besuch erfolgte auf telegraphischen Wunsch des Todkranken. Die Frau kam gerade in dem Augenblicke, als ihr inzwischen verstorbener Gatte von den Kameraden ins Grab gesenkt wurde.

55. **Obst.-Inf. Josef Kholm**, Finanzwachoberaufsicht in Jungbunzlau, geboren am 4./8. 1884 in Hintermaistig Nr. 1 als der Sohn des am 7./12. 1914 verstorbenen Revierförsters Adolf Kholm. Mitte Dezember 1914, nach dem Tode seines Vaters, ging er mit seiner Abteilung des Inf.-Reg. Nr. 36 auf den russischen Kriegsschauplatz ab. Im Frühjahr 1915 kam die Nachricht, daß er im Jänner dieses Jahres in russische Kriegsgefangenschaft gekommen sei. Im Jahre 1918 schrieb Herr Paul Terpe aus Breslau, daß Josef Kholm am 3./1. 1916 im Troitzkoje-Lager dem Typhus erlegen ist.

56. **Reservegefreiter Adolf Kubik**, Gastwirt in Hintermaistig Nr. 18, geboren daselbst am 14./2. 1883. Am 1. Mobilisierungstage rückte er zum Inf.-Reg. Nr. 74 nach Jitschin ein. Nach 14 Tagen kam er zur Bahnwache nach Bosnien und hat bei der ersten Eroberung Belgrads mitgekämpft. Später wurde er an die italienische Front, dann wieder an die serbische abkommandiert, kämpfte bei der zweiten Eroberung Belgrads mit und fiel in den schweren Kämpfen gegen Serbien am 8./10. 1915 beim Sturm auf Belgrad—Kalemeydan. Laut Mitteilung des Feldkuraten wurde er am 12./10. 1915 auf dem Gefechtsfelde begraben. Für das tapfere Verhalten wurde ihm zweimal die bronzene Tapferkeitsmedaille verliehen. Der Brave hinterließ eine Witwe mit 5 unversorgten Kindern.

57. **Generalstabsoberleutnant Franz Kubik**, geboren in Hintermaistig Nr. 28 am 6./10. 1885. Nach Absolvierung des Unterghymnasiums in Arnau ging er in seinem 16. Lebensjahre nach Prag an die Kadettenschule, wo er 4 Jahre seinen militärischen Studien oblag. Er wurde als Fähnrich ausgemustert und kam nach Wien. 1½ Jahre später wurde er Leutnant, nach weiteren 3 Jahren Oberleutnant. Er besuchte darauf 2 Jahre die höhere Kriegsschule, welche er vorzüglich absolvierte. Gleich in den ersten Schlachten erwarb er sich das goldene Verdienstkreuz. Am 17./10. 1914 ist er an einer epidemischen Krankheit gestorben und ruht in Lucet horny im Bezirke Staro-Sambor in Galizien in einem Einzelgrabe. Kurz vor Ausbruch des Krieges

weilte er noch auf Urlaub bei seinen Eltern. Als die Zeitungen die Nachrichten von dem ungünstigen Verlauf der Verhandlungen mit Serbien brachten, sagte er zu seinen Freunden: „Mein Urlaub wird heuer kurz sein. Ich denke, es geht ins Feld.“ Als er von Maistig wegfuhr, stand er am Fenster des Waggon und machte mit seinen Armen eine umfassende Bewegung, als wollte er die Heimat, all die trauten Erinnerungen an Kindheit und Jugend mitnehmen. Franz Kubik ist in seinem Verufe als Held gefallen. Sein Bruder Johann ist am 6./4. 1909 im Stülsteiche der Fabrik Mandl in Maistig, jedenfalls infolge Herzschlag, ertrunken, als er den 13jährigen Schulknaben Franz Hamacek aus Niedertasna, der in Maistig Deutsch lernen sollte, vom Tode des Ertrinkens retten wollte. Seine Bemühungen waren vergeblich und er selbst ward ein Opfer der Nächstenliebe.

58. **Obst.-Inf. Franz Meißner**, Fabriksteiger in Hintermaistig Nr. 25, geboren in Dennersdorf am 11./10. 1899. Am 10./3. 1917 rückte er zum Sappeurbataillon Nr. 3 nach Auffig ein. Nach seiner Ausbildung ging er an die italienische Front ab, wo er in den vordersten Reihen, die schweren, harten Kämpfe mitmachen mußte. Er wurde an der Isonzo-Front gefangen genommen und hat nur einmal, und zwar im Oktober 1918 aus Montava geschrieben. Diese Karte ist 3 Monate unterwegs gewesen, bevor sie den Empfänger erreichen konnte. Von dieser Zeit an gilt er als vermißt; alle Anfragen seiner Angehörigen blieben ohne Erfolg.

59. **Reservezugführer des Inf.-Reg. Nr. 74 Josef Madet** aus Hintermaistig, zuletzt Eisenbahner in Röschitz bei Reichenberg, geboren in Hintermaistig Nr. 1 am 18./10. 1887. Er war verheiratet. Im Oktober 1914 rückte er nach Raaden ein und kam gleich die nächsten Tage an die serbische Front. Schon am 23./11. 1914 ging er seinem Regimente bei dem großen Rückzuge verloren. Trotz vieler Erkundigungen konnten seine Unverwandten bisher nichts Näheres über den Vermißten erfahren. Alle Anfragen kamen mit dem Vermerk „Vermißt“ zurück. Der Gefallene hinterließ eine Witwe mit einem 1½ Jahre alten Mädchen.

60. **Obst.-Inf. des Obst.-Bataillon Nr. 10 Franz Scharm** aus Hintermaistig Nr. 7, geboren in Oberprausnitz Nr. 64 am 19./4. 1874. Im Mai 1915 rückte er nach Jitschin ein und kam darauf nach Sopron. An der italienischen Front zog er sich durch einen Sturz in eine Grube ein Bruchleiden zu. Da er es nicht gleich meldete, verschlimmerte sich sein Zustand. Ende Dezember 1917 wurde er nach Marienbad in das Lazarettspital Nr. 1 geschafft. Er ließ sich operieren

und starb an den Folgen am 6./2. 1918. Auf dem katholischen Friedhofe liegt er im Grabe Nr. 35 beerdigt. Er hinterließ eine Witwe mit 5 unverorgten Kindern. Während seines Aufenthaltes in Marienbad besuchte er am 26./12. 1917 unverhüllt seine Familie und seine Anverwandten. Es war dies sein letztes Wiedersehen mit seinen Lieben.

61. Reserveinfanterist Josef Schubert, Fabrikarbeiter aus und starb an den Folgen am 6./2. 1918. Auf dem katholischen Friedhofe hintermaßig Nr. 13, geboren daselbst am 11./8. 1886. Er war gleich bei den Erben, die am 27./7. 1914 einrücken mußten. Eine Woche später ging er mit dem Inf.-Reg. Nr. 74 an die serbische Front ab. Hier hat er die Kämpfe bei Schabaz mitgemacht und fand am 6./9. 1914 bei Sajnica in Slavonien den Heldentod. Er wurde in einem Massengrabe zur ewigen Ruhe gebettet. Seine letzte Karte schrieb er 4 Tage vor seinem Tode. Die Todesnachricht erhielten seine Angehörigen durch das Regimentskommando. Der Gefallene hinterließ eine Witwe mit 3 kleinen Kindern und eine alte Mutter. Der älteste Knabe besucht gegenwärtig das Gymnasium in Mariaaschein und will sich dem Priesterberufe widmen.

62. Landsturminfanterist Josef Steffan, Fabrikarbeiter aus Hintermaßig Nr. 30, geboren am 26./7. 1878. Im August 1914 rückte er nach Zittichin zum Inf.-Reg. Nr. 74 ein und wurde in das Militärspital nach Königgrätz als Krankenwärter kommandiert. Im Jahre 1916 wurde er zum Inf.-Reg. Nr. 42 nach Theresienstadt transferiert. Hier wurde er der Arbeiterabteilung zugeteilt. Er verführte sich auf der Wache und kam in das Garnitionsspital Nr. 13 in Theresienstadt. Nach langem schweren Leiden starb er hier am 5./7. 1917. Seine Ruhestätte ist auf dem Militärfriedhofe in Theresienstadt. Während der Krankheit besuchte ihn einmal sein Bruder, der auch an der Beerdigung teilnahm. Der Wunsch des Verstorbenen war, nur heim zu seinen Angehörigen, um seine alte gebrechliche Mutter zu unterstützen.

* * *

Diese 62 Namen künden uns in goldenen Buchstaben die weiße Marmortafel in der Mähtiger Gedächtniskapelle. Wieviel Leid und Elend hat nicht der Heimgang dieser Treuen ihren Familien gebracht! 34 Kriegswitwen beklagen den Tod ihrer Gatten. 68 Kinder haben ihren guten, sorgenden Vater verloren. Die meisten aus ihnen standen im zartesten Lebensalter. Manche Mutter mag sorgenvoll in die Zukunft geschaut haben. Denn sie sollte ja nicht bloß für ein Kind, sondern für 2, 3, 5, ja 7 Kinder das Brot allein verdienen. Gar

manchmal mag in stiller Nachtstunde, während die Kleinen von ruhigem Schlummer umfungen waren und vielleicht im Reiche der schönen Träume weilten, die Arme gewacht, gearbeitet, geweint und gebetet haben. Alte Eltern haben in 9 Fällen durch den Tod eines tapferen Kriegers die Stütze und die Hoffnung ihres Lebensabends verloren, und wenn sie gehofft hatten, im Schatten dankbarer Kindesliebe die letzten Jahre ausruhen zu können, so hat vielleicht eine kleine Feldpostkarte, eine kurze, aber schwere Nachricht all diese Hoffnung mit einemmal vernichtet. Erbarmungslos, grausam, gefühllos wütet der Krieg.

Auszug.

Sie standen, das Haupt erhoben —
Im Auge bligenden Mut
Und in der Seele das Toben
Dampf grellender, knirschender Mut! — —
Und wollten die Hände falten
Zu Gott in brünstigem Fleh'n,
Und konnten es nicht — und hallten
Die Faust in zornigen Weh'n!

Sie schritten mit schwellenden Gliedern
In stolzer, sehniger Kraft,
Und stammend aus ihren Liedern
Klang helle Leidenichast;
Oder gingen schweigend im Schwarme
Und blickten finster zumal: —
Schmiedhämmernde, wuchtige Arme,
Die Muskeln harter Stahl! — —

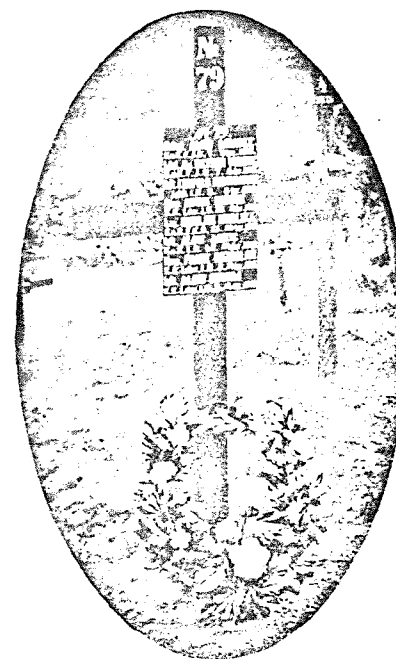
So zogen die Alten und Jungen
Zum Kampfe gegen den Feind;
Und Gloden haben geklungen
Und Mütter haben geweint;
Und Bräute warfen im Jammer
Sich an des Liebsten Brust;
Und Kinder schrie'n in der Kammer.
Weil Vater fort gemußt! — —

(Bruder Willram.)



Zm Anschlusse seien noch die Namen jener Krieger genannt, die zwar nicht auf der Tafel zu lesen sind, deren Tod aber von der Behörde an die zuständige Heimatgemeinde Anseith gemeldet worden ist:

- a) Josef Beranek, Bergarbeiter, geboren in Niederalstadt am 16./12. 1878, gefallen im Bezirke Monfalcone bei Nova-vas am 11./10. 1916.
- b) Franz Blajška, Friiseur, Sohn des Herrn Wenzel Blajška, Krämers in Mastig, geboren am 28./2. 1886, gefallen am 11./7. 1916 auf dem Monte Sebio in Italien.
- c) Heinrich Borujka, geboren in Mastig am 22./4. 1865, gestorben im Barackenlager des Obst.-Etappenbauns Nr. 66 in Rojental I. Teil am 29./12. 1916.
- d) Franz Dittrich, Fabrikarbeiter, geboren in Hintermastig am 22./3. 1891, gestorben am 14./4. 1917 in Proscina im Bezirke Görz an Gasphlegmone des Unterlebens.
- e) Johann Kohlmann, Fabrikarbeiter, geboren in Obritzberg in Niederösterreich am 10./6. 1872, gestorben am 20./9. 1916 im Bezirke Görz.
- f) Hugo Kühnel, Photograph, geboren in Krausebauden am 6./5. 1894, Sohn des am 14./2. 1903 verstorbenen Herrn Johann Kühnel, Oberlehrers in Mastig, gefallen am 11./5. 1915 bei Schowa Wola.
- g) Franz Pfeil, Fabrikarbeiter in Wildschütz, geboren in Oberaltstadt am 27./8. 1896, gestorben am 19./5. 1915 in Bejter-czebánya an Typhus.
- h) Franz Pfeil, Tagarbeiter, geboren in Burghöfel am 14./3. 1880, gefallen am 16./8. 1916 am Subabichnutt Katharina bei Görz.
- i) Franz Portig, Fabrikbeamte, geboren in Hainitz in Sachsen 1899, gefallen am 17./9. 1918 beim Gartenhaus in Grassogoe.
- j) Josef Schinkmann, geboren in Chwalkowitz am 13./2. 1869, gestorben am 24./1. 1916 im Spital in Wieden-Wien.
- k) Karl Stajfa, Kohlenführer, geboren am 3./7. 1915, gefallen 13./8. 1917 durch Kopfschuß. Der Ort konnte nicht ermittelt werden.
- l) Robert Anton Stajfa, Spinnereiarbeiter in Eis-Döberney, geboren in Zofershöhe Nr. 44 am 18./10. 1883, gestorben am 23./10. 1915 im Roten-Kreuz-Spital in Esulaz.



„Das Grab des Alois Sturm“.

(Militärfriedhof zu Eperjes.)

m) Franz Steffan, Schuhmacherlehrling in Mastig Nr. 20, geboren in Hintermastig am 13./2. 1900. Am 6./2. 1918 ist er zum Jägerbataillon Nr. 1 nach Muffig eingerückt. Nach seiner militärischen Ausbildung kam er an die italienische Front. In welchem Gefechtsabschnitte er gestanden, ist seinen Eltern nie bekannt geworden. Er hat alle Wochen nach Hause geschrieben, das letztmal am 27./10. 1918. Von diesem Tage gilt er als vermißt. Alle Anfragen seiner Eltern bei den verschiedenen Auskunftsstellen sind leider erfolglos geblieben. Auch seine Kameraden, die das Glück hatten, ihre Heimat wiederzusehen, konnten keine Auskunft geben. (Für die Denkmaltafel wurde er jedenfalls zu spät gemeldet.)

Elegie.

Sie liegen wie Sommerähren
 Beim Schnitt im Erntemond —
 Und leben in Siegesmären,
 Von blutigem Ruhm umsonnt;
 Sie liegen in Leichengarben
 Weit hin auf dampfendem Feld:
 Und fochten und fielen und starben
 Ein jeder als Mann und als Held! — —

Und ruhen in fremder Erde,
 In Gräbern namenlos,
 Fernab vom häuslichen Herde
 Und der Familie Schoß;
 Fernab von Weib und Kindern,
 Die der Sorge Stachel sticht: —
 Mag Gott deren Jammer lindern,
 Die Toten können es nicht. — —

Wie sind gefallen, die Starken!
 O Heimat! weh deiner Not! —
 Der Jungwuchs deiner Marken —
 Dein blühender Stolz ist tot!

(Bruder Willram.)

III.

Feldpostbriefe.

1.^x

Die Fahrt an die Front.

„Es gibt Krieg.“ Das war der Morgengruß des 26. Juli 1914. Obgleich die Kriegserklärung noch nicht ergangen war, so hatten wir doch die Mobilisierung und das war daselbe.

Auch ich hatte am 27. mein Bündel geschnürt und bin eingerückt. Damals glaubte ich, mit Serbien wird man schnell fertig sein und der Landsturm überhaupt nicht gebraucht werden. Also machte ich mir keine sonderlichen Gedanken, nur daß ich die ganze Sache höchst unangenehm empfand.

In Jitschin angekommen erfuhr ich, daß ich mir hätte Zeit nehmen können, denn die Präsentierungen begannen erst Dienstag zu Mittag und ich kam erst Mittwoch Vormittag dran. Nach erfolgter Beeidigung marschierten wir nach Eisenstadt und wurden von dort des andern Tags nach Caslau abkommandiert. Von hier kam ich zuerst nach Zleb zum 3. Baon., 9. Kompagnie, nachher zur 12. Kompagnie und nächste Woche Mittwoch nach Potok zum 2. Baon., 8. Kompagnie. Die ganze Zeit bin ich in Zivilkleidern herumgelaufen und erhielt erst hier meine Ausrüstung. Bis zum 22. 8. haben wir fleißig exerciert und ist mir diese Zeit manchmal recht sauer geworden. Die ersten 14 Tage war regnerische, kalte Witterung, während die nächsten 2 Wochen oft glühende Sonnenhitze herrschte.

Als die 4 Wochen herum waren, dachte ich, nun könnte der Krieg bald zu Ende sein, denn ich glaubte, wir haben schon genug mitgemacht. Doch das war nur der Anfang oder wie man so schön sagte: das „sich gewöhnen“.

Samstag, den 22. 8. erhielten wir nachmittags unsere komplette Feldausrüstung mit derweisung: Montag früh geht's fort. Nun wußten wir genug, aber noch nicht wohin. Der Ernst des Augenblickes war jedem anzusehen, doch war jeder froh, das lästige Drillen los zu sein.

Wie die ganze Zeit über, so erhielten wir auch am nächsten Morgen wenigstens ein Viertel der Mannschaft Besuch von zu Hause, welche natürlich von dem bevorstehenden Abmarsch nichts wußten.

Da gab es neuerdings einen schweren Abschied und ich war froh, mir keinen Besuch verschrieben zu haben; denn ich hatte genug an fremdem Leid.

Der denkwürdige 24. August war angebrochen. Früh 7 Uhr war das Bataillon zum Abmarsch gestellt; der Train und die Küchen waren früher weggefahren, da sie eine geraume Zeit zum Einwaggonieren brauchten. Das ganze Dorf war auf den Weiden, auch eine Menge Angehörige war über Nacht geblieben. Eine Musikkapelle stand bereit, welche uns bis Caslau zum Bahnhof begleitete. Ein erhebender Augenblick war es, als das Bataillon angetreten war und das Kommando „zum G. bet.“ ertönte. Atemlose Stille herrschte. Nachher ein Hoch, worauf die Musik die Hymne spielte. Es folgten einige kurze Kommandos und hinaus ging's unter Zurufen und Weinen der Zurückbleibenden. In Caslau auf dem Bahnhofs noch einmal daselbe. Eine ungeheure Menschenmenge war dort versammelt. Ein letztes Abschiednehmen, Küssen, Grüßen und Winken. Nun waren wir eingestiegen, ging's auch fort, aber immer wußten wir nicht wohin. Dies merkten wir erst, als es von Prerau nordwärts ging. Wir fuhren über Bielitz, Krakau, Tarnow (heute ein Trümmerhaufen) nach Tarnobrzeg, wo wir am 2. 9. auswaggoniert wurden. Wir haben allerdings in Galizien auf einigen Stationen Halt gemacht, blieben aber immer in unserem Zuge. Der erste Aufenthalt war in Arczesewice, wo wir 4 Tage standen. Hier und weiter sah ich die Eisenarbeit, welche die Bahn in dieser Zeit zu bewältigen hatte. Tag und Nacht, alle 10 Minuten brauste ein Zug mit Militär durch den Bahnhof, sowie auch riesig viel Trainzüge. Die Waggons waren alle geschnürt und mit humoristischen Versen und Karikaturen bemalt. Aus dem Innern tönte Gesang und Lachen und freundige Zurufe wurden gewechselt. Für Augenblicke war der Abschied vergessen.

In entgegengesetzter Richtung kamen auf dem zweiten Geleise die leeren Züge wieder zurück, aber auch einige Züge mit den ersten Verwundeten aus der Schlacht bei Kraśnik waren darunter. So kam uns der Ernst der Lage, in der wir uns befanden, wieder in Erinnerung. Auch zwei Züge mit russischen Gefangenen waren dabei.

Als wir am 2. 9. in Tarnobrzeg anlangten, waren wir alle herzlich froh, endlich aus diesen ungemütlichen Waggons, wo wir wie die Heringe zusammengepfercht waren, herauszukommen. Es waren unangenehme Tage und noch schlimmere Nächte, die wir da drinnen verbracht haben. Wir haben fast aufeinandergelegt und ge-

hoch. Die Nächte waren schon empfindlich kalt für unsere Sommerausrüstung, die Tage wieder schrecklich heiß.

Von Tarnobrzeg ging's in dreitägigem Marsche bis nach Rozvadov, wo wir zu Etappendiensten verwendet wurden und bis Sonntag, den 13. September verblieben. Die Wege waren schon teilweise sehr schlecht und riefig verlandet und außerdem waren wir noch keine solchen Märsche gewohnt. Schon 3 Tage hatten wir kein Brot gegessen und erhielten dasselbe erst Samstag abends bei unserer Ankunft in Rozvadov.

In einem kleinen Orte waren wir gerade darüber her, uns einige Kartoffeln zu kochen, als wir plötzlich alarmiert wurden. Nachdem das Bataillon angetreten war, wurde uns bekannt gegeben, daß wir in Rozvadov einquartiert werden, jedoch vorerst dort eine Exekution zu vollziehen hätten. Es sollte eine Schlachtfeldhyäne erschossen werden. Nachdem sich über erfolgte Aufforderung 8 Freiwillige gemeldet hatten, wurde abmarschiert und um 2 Uhr das Urteil vollzogen. Diese Viertelstunde wird mir unvergeßlich bleiben, wie nach kurzer Zeremonie der Verurteilte niederknien mußte. Nachdem ihm die Augen verbunden worden waren, krachten gleich darauf die Schüsse, die ersten, welche ich hörte. Wann wird der letzte fallen?

Wir wurden sodann außerhalb der Stadt in einigen Häuschen einquartiert und erst tags darauf in der Stadt selbst.

2. ×

Kriegsbildchen.

Ich bin auf Wache beim Isolierhospital bestimmt. Die Ruhrkranken sind hier untergebracht. Glend in solcher Masse habe ich noch nie beisammen gesehen. Die Epidemie war damals gerade im Anschwellen und es kamen täglich wohl an die Hundert und mehr, welche Aufnahme verlangten. In aller Eile mußten neue Baracken errichtet werden und es waren dieselben in kurzer Zeit überfüllt. Von Grauen und Ekel gepackt, mußte ich manchmal die Augen schließen und ich habe mich später oft gewundert, daß ich diese Krankheit nicht auch bekam. Täglich trug man in aller Stille einige hinaus, welche hier für immer die Augen geschlossen hatten. Doch auch diese böse Zeit ging vorüber.

Aber noch ein anderes Bild aus diesen Tagen steht lebhaft vor meinen Augen: Das Zurückfluten des Traines. Die Massen wirkten einfach überwältigend. Der Lärm, das Rasseln und Poltern der Wagen war oft zum Verrücktwerden, als diese Kolonnen 3 Tage und Nächte

hindurch in 2 und sogar 3 Reihen nebeneinander auf der Straße dahinkraften. Oft kam noch eine Kolonne in entgegengesetzter Richtung, die auch durch mußte. Hervorheben muß ich aber die Ordnung, welche in allem herrschte. Selten kamen Störungen vor, welche dann aber auch alles zum Stehen brachten. Es dauerte immer längere Zeit, bis sich so ein Knäuel wieder entwirrt hatte. Zuvor war die Straße in gutem Zustande. Als dieses Zagen vorbei war, sah sie schrecklich aus. Es war, als wenn sie von lauter Granaten aufgerissen wäre. Später waren mir solche Straßenbilder bekannt; haben wir doch viel Kilometer Wege und Straßen wieder herrichten müssen.

3. ×

Bericht von der russischen Front.

Wir sind an der russischen Front. Unsere Beschäftigung bestand teils in Straßenarbeiten, teils in Walddurchstreifungen, da sich nach eingelangten Nachrichten Kosaken in der Umgebung aufhielten. Spuren von deren Vorhandensein haben wir wohl auch gefunden, von ihnen selbst jedoch nichts. Selbstverständlich waren Feld- und Kantonnierungswachen die Hauptsache. Nach einer strapazenreichen Zeit hatten wir es hier verhältnismäßig gut und bekamen auch etwas zu kaufen außer Tabak. Wir hatten wohl nicht die schönsten Quartiere. Wo hätten wir in dem schönen Polen sie wohl jemals gehabt. Aber gegen die bereits gehalten kann ich sie noch hübsch nennen.

Eine kleine, heitere Episode, die mir dort auf Posten passierte, muß ich noch erwähnen. Ich stand von 11 bis 1 Uhr nachts auf Wache. Da kam von der nächsten Wache ein Mann als Verbindungspatrouille. Nach meinem „Halt“ forderte ich auch vorchriftsmäßig den Feldruf und er antwortete mir: „Das weiß ich nicht, aber unser Korporal hat ein Büchel, wo ers eingeschrieben hat“. Unsere schöne Zeit sollte aber bald ein Ende nehmen. Am 29./10. erhielten wir Befehl zum Rückzuge und es erwarteten uns einige schlechte Tage. Das Wetter war auch wieder umgechlagen und es regnete 2 Tage hindurch, wenn auch schwach, aber vermehrt mit einem sturmartigen eisigen Wind. Dazu waren wir noch als Trainbedeckung und kamen daher nur langsam vorwärts. Die Straßen und Wege waren schon auf dem Vormarsch schlecht und befanden sich jetzt nach mehreren Regentagen und bereits zurückgefahrenen Trainkolonnen in fast unpassierbarem Zustande.

Am Morgen des 1. November war alles hart gefroren. Es war ein heller, stürmischer Tag, den eingetretenen Frost haben wir schon

des Nachts gemerkt. Jetzt stelle man sich einen aufgefahrenen, durchfurchten Lehmweg vor, der in diesem Zustande versteinert. Uns schädete dieser Umstand ja wenig, aber die Fuhrwerke kamen noch schlechter fort, denn die konnten nicht querselbein fahren wie wir marschierten. Vom 3. bis 5. November waren wir an der Nida und haben die ganze Zeit fleißig Schützengräben ausgehoben. Am 5. kamen die letzten Regimente über den Fluß marschiert und es wurde gegen Abend die Brücke gesprengt und niedergebrannt. Es war dies ein großartiges Schauspiel. Wir steckten gerade einen Meter unter der Erde, als ein furchtbarer Schlag erfolgte. Als wir uns über dessen Ursache klar geworden, lohten bereits die Flammen die Brücke entlang. Gegen 9 Uhr abends verschwanden die letzten brennenden Trümmer in den Fluten. Auch die zuletzt angekommenen Truppen begannen sofort mit der Aushebung von Schützengräben. Von drüben kam der Kanonendonner immer näher und wir glaubten, daß es des andern Tages schon losgehen werde. Aber es waren nur Nachhutenkämpfe, unser Endziel war noch nicht erreicht.

Am Morgen des 6. November erhielten wir Befehl zum Weitermarsche. Es regnete ununterbrochen. Die folgenden Tage waren als Marschtage für uns die schlimmsten, welche wir überhaupt durchgemacht haben. Wir marschierten bis 12, ja sogar bis 2 Uhr nachts. Früh ging es zeitig wieder fort. Außerdem erhielten wir 4 Tage kein Brot, bloß die Mittagsmenage und schwarzen Kaffee. Wir wußten ja alle, daß es jetzt unmöglich war, Brot zu verschaffen, aber der Magen wollte es sich nicht einreden lassen und knurrte manchmal fürchterlich. Die Bauern haben hier zu Lande die Gewohnheit, ihre Erdäpfel, Rüben und Möhren auf dem Felde in mit Erde bedeckten Häufen aufzubewahren, anstatt einzufellern. Ich glaube, es sind damals mehrere Häufen geplündert worden, ich selbst habe einige rohe Möhren gegessen. Wir sind 4 Tage und 3 Nächte marschiert und haben wohl kaum 10 Stunden geschlafen. Oft mußten wir auch noch Sand mit anlegen, um die verfunkenen Geschütze wieder flott zu bekommen. Wenn ich vorhin nur die miserablen Lehmwege erwähnte, so muß ich ergänzend bemerken, daß es in Polen auch ganze Strecken Landes gibt, die wahrhaftige Sandwüsten sind. Gerät man in solche hinein, so ist man schlimmer daran als im Lehm. Und solche Strecken haben wir einige passiert. Wenn wir dann wieder einmal so eine unfreiwillige Rast hatten, so ist wohl öfter vorgekommen, daß wir am Wegrande einschliefen.

Ständig begleitete uns rückwärts der Kanonendonner. Bevor wir Ostusj erreichten, passierten wir die Zone, die den künftigen Kämpfen

als Basis dienen sollte und die bis zum allgemeinen Rückzuge der Russen standhalten sollte und auch gehalten hat. Wir sahen dort den Aufmarsch der Regimente, aber unser Ziel war noch weiter. In eintägigem Marsche erreichten wir ein kleines Dorf nahe an der galizischen Grenze. Hier haben wir vorerst eine Brücke gebaut und große Strecken von Straßen ausgebessert. Am 17./11. zogen wir nach sechstägigem Aufenthalt weiter und blieben zunächst einige Tage in einem kleinen Neste vor Ostusj. Hier ging es uns ziemlich gut. Wir erhielten warme Wäsche und die ersten Liebesgaben. Speziell ich erhielt damals eine große Menge Post, darunter sehr viele kleinere Überraschungen seitens meiner Herren Chefs. Vergeßen waren die überhandenen Mühsale und nur der Tag und Nacht andauernde Geschützdonner erinnerte uns, daß wir uns nur wenige Kilometer hinter der Gefechtsfront befanden.

Am 24. November gegen Mittag wurden wir plötzlich alarmiert und fort ging es. Abends um 8 Uhr erreichten wir unseren Bestimmungsort, nämlich die Deckung auf freiem Felde. Es hatte seit dem 20./11. langsam geschneit und es herrschte große Kälte. Unsere Paläste lagen auf einer Anhöhe hinter den Geschützen. Der Wind blies fürchterlich. Die Deckungen selbst waren durchgefroren und tauten von unserer Wärme auf. Die Wände wurden schmierig und wir natürlich noch viel mehr. Wasser gab es dort auch nicht, mußten doch die Feldküchen 4 Kilometer weit nach Wasser fahren. Wir konnten uns nicht einmal waschen. Wir blieben dort drei Tage und hatten ein recht fragliches Aussehen erlangt. Unter der Kälte habe ich auch viel gelitten, da die wenigsten Deckungen beheizbar waren. Wenn abends und morgens die Feldküchen mit dem heißen Kaffee kamen, so haben wir uns nicht lange heißen lassen.

Am Morgen des 4. Tages marschierten wir in das nächste Dorf, wo wir bis zum 15./12. verblieben. Aber statt dem ganzen Bataillon versah jetzt täglich bloß eine Kompanie den Wach- und Bedienungsdienst bei den Geschützen. Die andern konnten wenigstens des Nachts in den Häusern schlafen. Diese Zeit war recht bewegt und lebhaft. Wenn wir auch selbst an den Kämpfen nicht teilgenommen, so wurden wir doch alarmiert und haben die Nächte in den Schützengräben zugebracht, wenn der Angriff der Russen besonders kräftig wieder einsetzte. Auch mit Granaten haben sie uns sehr oft beehrt. Dieselben pflanzten vor, hinter und neben uns, eine besonders vorwitzige kam sogar in unser Dorf und es ist fast wie ein Wunder, daß niemandem etwas passiert ist.

Zwischen der Feuerlinie lag ein 8 Kilometer lauges Dorf, welches ganz verlassen war und ein schauerhaftes Bild der Zerstörung bot. Ein beträchtlicher Teil war durch Granaten in Brand geschossen worden, Scheunen und Schuppen wurden weggerissen und die Bretter und Balken wurden für die Deckungen verwendet. Wir haben uns dort öfter Kartoffeln geholt, welche wir dann in den Deckungen mit Schneewasser abkochten oder im Feuer brieten. Bei einem solchen Gange kamen wir auch in ein Haus, in welches eine Granate eingeschlagen hatte, ohne zu zünden. Als wir das Innere betraten, lag unter der halbzerstörten Decke ein toter Soldat. In der Hand hielt er noch die Kochmaschine. Jedenfalls wollte er sich hier einen Tee kochen, als ihn sein Schicksal ereilte.

Für heute will ich meinen Bericht schließen. Ich konnte zwar keine Heldentaten schildern und mit meinen Erlebnissen nicht prunken. Zwischen den trüben Tagen lagen auch viele frohe Stunden. Die Hauptsache ist, ich bin ja gesund geblieben und so erträgt sich vieles leichter, was einem oft schwer ankommt.

4. x

Weihnachten im Felde.

Wie ganz anders habe ich heuer die Weihnachten 25./12. 1915 verlebt als im vorigen Jahre. Damals Kampfetage Tag und Nacht, strenge Bereitschaft, hungernd und frierend, nicht einmal ein Lichtlein.

Heuer in sicherer Stellung, versorgt mit allem, was man sich in der angeforderten Bescheidenheit nur wünschen konnte. Sogar einen Christbaum haben wir uns gemacht und den Abend in bester Stimmung verlebt. Ein kalter Tag, Schneelandschaft und fast vollkommene Ruhe an der Front, hier und da ein paar Schüsse und das gespenstische Zucken der Scheinwerfer. Heute haben die Russen ziemlich bombardiert, haben aber keinen Schaden angerichtet und auch keine Antwort bekommen. Ein jeder Mann erhielt einen Liter Wein, einen Striezel, Zigaretten und sonstige Kleinigkeiten.

Jetzt sind wir schon wieder über 3 Monate in dieser Stellung und ich bin wirklich neugierig, ob wir auch den ganzen Winter werden hier bleiben. Es ist zwar langweilig, aber ich wünsche mir gar keine Veränderung, wie ich es im Frühjahr getan; ich habe von dem Frühjahr genug. Sonst bin ich gesund.

5. x

Der Gefahr entronnen.

25./1. 1916.

Ich muß ein kleines Erlebnis schildern, welches ich am 20. Jänner hatte, dessen mögliche Folgen mir heute noch in den Gliedern liegen. Ich hätte gleich geschrieben, aber ich war außerstande es zu tun.

Wie ich schon früher mitteilte, bin ich mit 3 Mann in einem Hause untergebracht. Es ist eine Schule, ein ziemlich großes Gebäude. Sie steht auf einer Anhöhe und ich habe stets gefürchtet, daß sie einmal zusammengebrochen wird. Dies ist nun tatsächlich am 20. geschehen. Wir sind oft beschossen worden, aber noch nie sind wir herausgegangen oder davongegangen. In letzter Zeit entwickeln die Russen hier überhaupt eine größere Artillerietätigkeit. Am 19. schickten sie abends 3 schwere Granaten ganz in unsere Nähe, zirka 50 Schritte vom Hause. Am 20. zu Mittag setzte wieder eine größere Kanonade ein. Plötzlich um halb 1 höre ich wieder so ein Ding geheult kommen. Ein furchtbarer Schlag und alle Fenster Scheiben des Gebäudes sind in Scherben. Die Granate hatte 2 Meter vom Hause entfernt eingeschlagen. Meinen Kameraden rief ich zu: „Draus, heut gehts in die Schule!“ Wir waren noch nicht draußen, kommt die zweite schon 5 Meter kürzer beim anderen Hause. Jetzt aber fort. Kaum sind wir vielleicht 100 Schritte entfernt, kommt schon die dritte und — unser Zimmer, unsere Sachen, das halbe Haus war weg. Noch 9 Granaten kamen, alle rings um die Schule, aber eingeschlagen hat keine mehr. Unsere Sachen und die Ausrüstung, alles war vernichtet. Kleinigkeiten haben wir später unter den Trümmern herausgescharrt. Man hat ja nicht viel, aber wir standen da wie Abbrändler. Ich habe nur immer den Ort betrachtet, wo wir 7 Wochen gewohnt haben und wo ich vielleicht auch ewig geblieben wäre. Ich bemerkte schon anfangs, daß ich noch nie davongelaufen bin, aber diesmal trieb es mich fort.

Meine Gefühle nachher kann sich jeder vorstellen. Wenn ich diese Tage die Granaten hören, so steigt es mir schon im Halse herauf, ein Gefühl, daß ich ersticken möchte. Es ist vielleicht nicht das Grauen allein, die 18 Monate haben mirs auch schon angetan. Jetzt stecken wir wieder in einer Deckung. Diese wird aber bei dem Wetter tropfbar flüssig und beherbergt außer uns noch ziemlich viel Mäuse. Aber lieber ist es mir hier als oben auf der Höhe.

Das Wollhemd und die Hosen, die ihr mir seht hin geschickt habt, habe ich wieder herausgezogen. Wäsche haben wir auch gefaßt und ich

bitte daher nichts mehr zu schicken, höchstens, wenn es möglich wäre, in Briefform etwas Schreibpapier und Briefumschläge. Ich habe nichts zum Schreiben.

Einen Löffel habe ich irgend jemanden abgebettest und es ist drollig, uns beim Essen zuzuschauen. Es kann nur immer einer essen, die andern müssen warten. Aber was will man machen, es ist ja Krieg.

Das war das zweitemal. Wird die dritte treffen? Meine Gedanken sind fortwährend in Mäslig und wie es noch werden wird.

Gebt Gott, daß dem ersten kleinen Frieden recht bald der große allgemeine kommt. Wie will ich dann arbeiten, viel arbeiten, nur noch diesmal ein glückliches Durchkommen. Ich sende viele herzliche Grüße.

6. *

Zwei Herbstzeitlosen.

(Brief des Herrn Anton Schenk an seinen Sohn Karl.)

Herbst 1916.

In dem gestrigen Brief an die Mama habe ich zwei Blüten der Herbstzeitlose beigelegt. Ich hoffe, daß sie auch in eure Hände kommen und hebt sie nur gut auf. Sie bilden eine kleine Erinnerung an eine Stunde der vielen heißen der siebenten Zionsjochschlacht. Es ist zwar nicht viel Interessantes an dem Geschichtchen, aber ich will es dir erzählen.

Wie ich dir schon früher schrieb, fing diese Schlacht am frühen Morgen des 14. September mit einem plötzlichen und überwältigenden feindlichen Artilleriefeuer an. Selbstverständlich wurde bei uns gleich alles alarmiert und im Laufe des Vormittags wurden auch wir zum Angriffe eingesezt. Alles mußte hinaus. Ich bekam den Befehl, mit einer Patrouille am Plage zu bleiben, weil wir da eine wichtige Verbindungsstation nach vorn sowie nach hinten hatten.

Ich war nun allein mit 3 Mann in dem argen Trommelfeuer und große und kleine Granaten schlugen in Massen in unsere Doline ein. Obwohl fast alles kurz und klein ging, blieben wir vier unbeschädigt. Aber wenn wir nur in unserem Winkel hätten sitzen bleiben können, so aber war die Telephonleitung durch Steinschlag und Granaten fortwährend unterbrochen und wir mußten abwechselnd hinaus, um dieselbe zu flicken. Aber ohne Unfall ging auch dieser Tag vorüber.

Spät am Abend legte das Trommelfeuer und die Angriffe aus, dafür türmten sich schwere, schwarze Wolken am Himmel. Ein Sturm hob an und bald mächte sich in das Brausen des Windes Bliß auf Bliß, Donner auf Donner des sich wolkenbruchartig entladenden Gewitters. Unsere Doline wurde zum Teich und bald standen auch wir in unseren Unterständen im Wasser. Wie am Tage die Granaten, so zerriß uns in der Nacht der Sturm die Leitung. Pudelnach sind wir die ganze Nacht herumgeirrt.

Gegen Morgen war wieder die Leitung nach vorn zerrissen. Zwei Leute, die ich hinausgeschickt und denen sich eine Ordnung ange-schlossen hatte, kamen verwundet zurück. Ein Schrapnellschuß des mittlerweile wieder einziehenden Feuers hatte alle drei getroffen. Verbindung mußte aber hergestellt werden und so ging ich allein hinaus. Dem zurückbleibenden Manne beschrieb ich genau den Weg, wo er mich eventuell finden könnte, wenn ich mich nicht melden sollte. Aber es ging alles gut, obwohl es auf allen Seiten einschlug und manche Steinmauer in Trümen ging. Auf halbem Wege kam mir eine Patrouille von vorn entgegen und war ich wenigstens nicht mehr allein. Glücklicherweise kamen wir bei unserem Kommando an und die Leitung war wieder hergestellt. Damit ich aber den Rückweg nicht umsonst machen sollte, wartete ich, bis der Draht wieder zerrissen war, was nicht lange dauerte. Ich nahm mir noch einen Mann mit und nun ging es Sprung auf Sprung über Steine und Mauern im Laufschrift und dann wieder in ein Loch kriechend zurück.

Wir waren etwas getrennt von einander, damit, wenn etwas geschieht, nicht beide hin sind. Auf einmal ist's aber, als ob die Hölle losginge. Ich schreie meinem Kameraden zu, sich zu verkriechen, und springe selbst in eine kleine Mulde.

Hier lag ich nun abermals im Dreck. Ueber mir pflissen, sauchten und plagten die Granaten und manch Steinchen kam zu mir geflogen. In dieser etwas unangenehmen Lage gewahrte ich, mich umblickend, neben mir die beiden Blumen. Ich kannte sie noch nicht, aber ich pflückte sie mir zum Andenken an diese Stunde. Gedacht habe ich mir wenig in dieser Zeit, denn in solchen Lagen könnte man manchmal verrückt werden. . . . Als es halbwegs ging, sprangen wir wieder weiter und kamen abermals glücklich an.

Das ist die ganze Geschichte dieser Blumen. Zwar sehr kurz, aber das Erleben derselben schien mir eine Ewigkeit.

Dein Vater.

Ein Brief von der Südfont.

August 1916.

Jetzt will ich kurz meine Erlebnisse schildern. Am 4. August, also an meinem zweiten Reisetage, genau 10 Uhr vormittags, setzte das feindliche Trommelfeuer ein. Natürlich hatte ich noch keine Ahnung davon, aber als ich abends ankam, erhielt ich schon den Vorgegeschmack dessen, was mich erwartete. Auch den Bahnhof und die Stadt hatten während des Tages feindliche Flieger bombardiert, aber zum Glück nichts getroffen. Wir waren dort noch über Nacht und ich bin erst in der Früh weiter marschiert. Beim Train habe ich einige Stunden gerastet und abends um 6 Uhr war ich in der Stellung. Hier mußte ich gleich das Kommando über eine Abteilung bei einem Bataillon übernehmen und bin daher nicht mehr bei dem Regimente. Ich war jetzt also mitten drin in dem Regenkeßel und wahrlich in der Hölle kann es nicht schlimmer zugehen, als hier in dem trostlosen Gesteine und in dem Sonnenbrande. Die ganze Front, so weit man sehen kann, war ein einziger feuerspeiender Krater. Das Schnelfeuer der Artillerie, das explodierende Krachen der Granaten und Schrapnells, das niederträchtige, nervenaufregende Versten der unzähligen Minen von Zeit zu Zeit, meistens abends das rasende Gewehrfeuer bei den feindlichen Angriffen, welche immer wieder abgeschlagen wurden, das Heulen und Pfauen in der Luft und der Steinregen, kurz, ein einziges grauenhaftes Geschehen. So ging es bis zum 9. in der Nacht. Dann kamen wir 4 Tage in unmittelbare Reserve und am 14. ging es in dem neuen Abschnitt in Stellung. Hier hatten wir nicht die geringste Unterkunft und kampierten im Freien bis zu unserer gestrigen Ablösung. Bis zum 18. war das Wetter heiß und die Nächte wunderschön — das heißt, nur was das Wetter betrifft. Aber am 18. fing es an zu gießen und das ging so schubweise bis zum Vormittage des 22. Von Schlafen und Liegen war keine Rede. Können ihr euch fünf solche Tage vorstellen, ohne jeden anderen Schutz als die wasserdichte eigene Haut?! Nun, ich habe mich hier stark verkühlt und bin ziemlich marode. In der Nacht vom 21. auf den 22. hatten wir noch dazu ein schweres Gewitter mit einem Südsutregen. Wenn ich in einem geschützten Orte bin, habe ich viel Sympathie für solche Naturerscheinungen, doch hier habe ich den Sinn dafür vollständig verloren. Um 1/2 1 Uhr hörte das Wetter auf, aber jetzt fingen die Italiener an, uns unter Feuer zu nehmen, und zwar direkt unseren Standpunkt.

Das ging so bis 3 Uhr früh. Auch ist hier eine ungemein rege Fliegertätigkeit und werden dieselben auch stark beschossen. Das Unangenehme ist nur, daß die Schrapnellkugeln und Hülzen nicht in der Luft hängen bleiben.

Das wären so in groben Strichen die Umrisse meiner Erlebnisse, deren Einzelheiten aber keine Phantasie erreichen kann.

Schützengrabenleben.

Feldpost 96:

2. Feber 1916.

Genau vor uns, zirka 1200 Schritte, ist ein Berg, welcher, verkleinert gedacht, auf zwei bis dreihundert Meter Höhe, in jeder Hinsicht mit der Schneekoppe verglichen werden kann. Ein ausgesprochener Keßel, der aus der hügeligen Gegend scharf hervortritt. Sieht man hinüber, so gewahrt man zuerst eine braune Linie, die, von der Mitte des Berges ausgehend, nach links sich in den Hügeln verliert, nach rechts jedoch fast senkrecht auf uns zuläuft und in einer Entfernung von zirka 500 Schritten einen Winkel bildet und nach rechts sich hinzieht. Es ist dies der russische Schützengraben. Betrachtet man sich ihn genauer, so erkennt man die Drahthindernisse und auch die Schießscharten.

Es war halb zwölf Uhr mittags, als ich gestern in meinem Bett erwachte. War nicht gut aufgebettet gewesen. Die drei Bretter hatten sich verschoben, zum Überfluß sind selbe noch von verschiedener Stärke. Ein Zeltblatt mit seinen heimtückischen Holzknöpfen, die man gewöhnlich nicht sieht, dafür jedoch beim Liegen umso mehr spürt, erregt das Leintuch. Schlafe jetzt mit meinem Schwarm gemeinsam in einer Deckung. Ein Schwarmoson soll die nötige, angenehme Wärme verbreiten. Trotzdem ist es angezeigt, wenn man sich mit Decke und Mantel zudeckt und außerdem noch Schal, Sturmhaube und Handschuhe benützt. Von 2—4 Uhr nachmittags muß gearbeitet werden. Alle jene Arbeiten, die sich bei Tag durchführen lassen, müssen während dieser Zeit gemacht werden. Ab 4 Uhr bis zum Dunkelwerden ist Rast. Während dieser Zeit, ungefähr eine Stunde, müssen die Gewehre in die Scharten gegeben werden, Munition dazu und zu meiner Schießscharte kommen noch Leuchtraketen und Handgranaten. Bei Einbruch der Dunkelheit, d. h. sofern man die feindliche Stellung nicht mehr ganz genau sehen kann, bis Mitternacht habe ich Dienst.

Nachdem ich die Mannschaft bestimmt habe, welche ebenfalls bis Mitternacht Dienst hat, inspiziere ich die Gewehre in den Schießscharten, ob auch sämtliche geladen sind und ob auch ein jeder die vorgeschriebene Anzahl Patronen bei seinem Stand hat. Inzwischen haben die Leute bei meinem Schießstand — dem sogenannten Wachzimmer — ein kleines Feuer zum Wärmen gemacht. Nun gebe ich Feldruf und Losung bekannt, einige Belehrungen und Ermahnungen und führe den ersten „Horchposten“ hinaus.

Durch einen schmalen, tiefen Graben, der im Zickzack geführt ist, geht es bis zum äußersten Drahthindernis hinaus. Dort ist ein kleiner Stand für zwei Gewehre. Natürlich muß er maskiert und darf für den Feind absolut nicht bemerkbar sein. Noch einmal schärfe ich den zwei Infanteristen die größte Aufmerksamkeit ein. Horchposten stehen ist der wichtigste und anstrengendste Dienst, mit Ausnahme der Feldwachen, welche es im Schützengraben gibt. Ist es eine helle Nacht, so ist der Dienst für den Horchposten verhältnismäßig leicht. Gefährlich wird der Dienst jedoch, wenn es finster ist und gar noch stürmisch dazu, so daß weder etwas zu sehen noch zu hören ist. Leicht kann sich dann eine feindliche Patrouille heranschleichen und einige Granaten werfen.

Der Horchposten muß jede Person, welche sich den Drahthindernissen nähert, anhalten, und bleibt sie auf Anruf nicht stehen, sofort niederschießen. Jede verdächtige Bewegung im Vorterrain ist zu melden.

Bei der Einmündung des Horchpostengrabens in den Schützengraben hat der Alarmposten bereits seinen Dienst angetreten. Derselbe muß jede Person, die vorübergeht, anhalten und den Feldruf verlangen. Gegen 1/2 6 Uhr kommen die Küchen und das Mittagsmahl wird eingenommen. Zur Abwechslung gibt es heute Rindfleisch mit Graupensuppe, während für Morgen Graupensuppe mit Rindfleisch angesagt ist. Auch Zuspeis gibt es manchmal. Meistens sind es Bohnen, und zwar ist es die scheckige Sorte, mit denen die kleinen Kinder zu Hause im Sommer immer spielten. Ob dies jetzt wohl auch noch der Fall ist? Hin und wieder haben wir auch schon Grieskash erhalten. Ferner gewöhnlich wöchentlich einmal Gulasch. Ich habe mir darüber auch schon oft den Kopf zerbrochen. Entweder sind unsere Köche farbenblind oder man gibt wirklich in die Gulaschsaucen Pfeffer anstatt Paprika. Im übrigen ist die Verpflegung wirklich gut und man merkt es auch an den Mienen eines jeden einzelnen, wenn wieder gepfeffertes Gulasch ist. Nach der Menage wird die Fassung

verteilt. Ich nehme mir einen Mann mit Zeltblatt und gehe um die Fassung und Brot für meinen Schwarm. Gekostet wird Brot, Kaffeeconserven, Zigaretten, Tabak, manchmal auch Zucker und Tee, Rum, Wein, Wurst und jetzt auch schon zweimal sehr gute Butter. Regelmäßig wird nur Brot, Kaffee, Zigaretten und Tabak gekostet, alle übrigen Zubußen kommen unregelmäßig und immer verschieden, natürlich auch nicht in solchen Mengen, daß man vielleicht gar verwöhnt würde und es einem später in Zivil nicht mehr gefallen würde. Alles ist mit Sparsamkeit verbunden. Die Hauptsache ist aber doch die Post. Die größte und reichhaltigste Fassung bleibt liegen und läßt der Karte oder dem Brief den Vortritt.

Während der Zeit, was ich schreibe, hat mein Stellvertreter, ein Gefreiter, den Dienst versehen. Bis 8 oder auch bis 10 Uhr muß herausen gearbeitet werden. Eventuelle Schäden von Artilleriefener müssen ausgebessert werden und dergleichen Sachen mehr.

War bisher ein reges Leben im Schützengraben, Lachen, Singen oder auch Fluchen und Schimpfen zu hören, so ist es jetzt nach Arbeitsluß wie in Wien in einem soliden Bezirk nach 10 Uhr. Alles ist wie ausgestorben, nur im „Wachzimmer“ — (der Schießstand des Schwarmkommandanten) — brennt das kleine Feuer und ringsherum sitzen die Leute, welche auf Ablösung warten, um sich zu wärmen.

Es ist eine schöne, sternenhelle Nacht. Gegen 10 Uhr kommt jedoch ein dichter Nebel herunter, welcher sich sogleich in Form eines starken Reifens auf den Gewehren bemerkbar macht.

Beim Feuer sitzen gefällt mir nicht. Langsam gehe ich in meinem Rayon auf und ab. Hin und wieder unterbricht ein Schuß oder das Abbießen einer Leuchtrakete die Stille. Russen leuchten auch fleißig. „Halt, wer da?“ „Korporal Verch!“ „Feldruf!“ . . . „Passiert.“ Der Alarmposten macht stramm seinen Dienst.

Unwillkürlich kommen wieder die alten Gedanken, wohl schon zu hunderttausendmalen ziehen im Geiste dieselben Bilder vorüber wie zu Anfang, wie einst im Mai 1915. Der alte Vergleich, wie es früher war und jetzt, und ob man die gestreifte Hose, die man zuletzt trug, wird wohl noch einmal anziehen können, oder ob nicht eine Kugel . . . ?

Da, ein kleiner Knall, wie aus einer Kinderpistole. Mit einem Satz bin ich am ersten Stand und schaue gespannt hinaus. Ein Singen, wie wenn man mit einer Rute einen Hieb durch die Luft macht, ein Aufblitzen und ein dumpfer, starker Knall. Russen haben eine Gewehrgranate abgeschossen. Ist aber zirka 200 Schritt vor den

Hindernissen niedergefallen. Horchposten schießen, ich bleibe am Schießstand stehen, denn unsere Antwort bleibt nicht lange aus. Ich sehe nach rechts und warte. Wichtig, ein etwas stärkerer Knall als der erste, ein phosphornes Leuchten geht senkrecht in die Höhe und kommt drüben bei den Russen herunter. Man hört es aufschlagen, ein Augenblick Ruhe, dann eine Detonation, daß alle Deckungen zittern. Unsere Minenwerfer haben eine Mine hinübergeschickt (1 kg. Ekrafit). Für heute dürfte keine Gewehrgranate abgeschossen werden. Morgen wird es wieder an einer anderen Stelle versucht. Um 12 Uhr löst mich mein Stellvertreter ab und wir können bis 4 Uhr früh schlafen.

9.

Im Regengebiet.

18. Mai 1915.

Es war am 8. d. M. zu Mittag, als wir Befehl erhielten, festzustellen, aus welchen Kräften unser Gegner besteht und wie stark er beiläufig noch ist. Wir marschierten nach Rudava, dort wurde in aller Eile ein Reisteg über den Fluß Rida geschlagen. Dann ging es einzeln zehn Schritte hintereinander hinüber. Als die ersten zehn drüben waren, wurde Schwarmlinie gemacht, in Abstand zu 30 Schritten nebeneinander. Dann ging es langsam vorwärts. Bei 200 Schritten immer wieder Halt, damit sich die Rückwärtigen auch entwickeln konnten. Als wir auf diese Art 1000 Schritte vorgedrungen waren, begrüßte uns die russische Artillerie mit Schrapnell, eine Lage zu sechs Geschützen viermal hintereinander. Bei den nächsten 1000 Schritten erhielten wir Infanteriefire, und zwar wurden wir immer mit Explosionsgeschossen beschossen. Jetzt suchte sich jeder soweit als möglich zu decken. Ich lag am Rande eines Sumpfes und entdeckte einen Graben, der 500 Schritte geradeaus führte. Ich machte Mitteilung von meiner Entdeckung, und schnell ging es hintereinander im Graben vorwärts. Oben angekommen, sah ich vor uns etwa 60 Schritt einen Rand, ganz wagrecht, wie geschaffen für uns. Als wir alle in richtiger Position waren, hatten etliche keinen Auschuß. Dafür hatte ich als Schwarmkommandant-Stellvertreter zu sorgen. Wir mußten noch 200 vor, bis zum nächsten Wiesenrand. Als ich als erster dort angelangt war, hing ein russisches Maschinengewehr an zu

knattern. Unter diesem Feuer konnten meine Kameraden nicht nach. Ich begann mich einzugraben. Eine Kugel zerflog mir vom Spaten das Gesicht und Splinter flogen mir ins Gesicht und an die Schulter. Jetzt entdeckte ich die Russen, die von den Dächern der Häuser, 300 Schritte vor mir, uns beschossen, und nicht aus dem vorliegenden Schützengraben. Dies unserm Stabsfeldwebel zurufend, wurde ich vom Verhängnis ereilt. Denn dadurch zog ich die Aufmerksamkeit des Feindes auf mich. Gleich darauf begann ein starkes Schießen in meine Richtung. Plötzlich riß mir eine Kugel die Mütze vom Kopfe und mir war es, als wäre ich in den Kopf getroffen. Ich gab noch zwei Schüsse ab auf die Dächer. Dann sah ich in der Ferne so kleine rote Punkte, die kamen immer näher und wurden immer größer, bis zuletzt alles ganz rot war und ich nichts mehr sah, was um mich vorging. Ich mochte vielleicht längere Zeit so gelegen sein. Dann erwachte ich, das Gesicht und die Hände voller Erde, das Gewehr lag neben mir. Jetzt kehrte so langsam die Besinnung wieder. Ich sollte ja am Kopfe verwundet sein? Langsam fuhr ich mit der Hand über den Kopf, aber kein Blut floss an der Hand. Nun war ich froh, daß ich nicht getroffen worden bin. Jetzt sah ich mich um nach der Mütze. Die lag an meiner linken Seite etwas rückwärts. Ich wollte langsam danach kriechen. Aber plötzlich, bei der ersten Bewegung schmerzte mich das linke Bein und ich konnte nicht von der Stelle. Als ich meine Blicke danach richtete, da sah ich, daß alles voller Blut war. Ich schnitt das Kniegelenk auf und entdeckte, wie das Blut rechts und links des Beines — so stark wie eine Hülse einer Spule in der Fabrik — entquoll. Von dieser Verwundung hatte ich keine Ahnung und konnte es mir nicht erklären, wann ich getroffen worden sein konnte. Vielleicht, wie ich aus der Ohnmacht erwachte. Dann rief ich einen Kameraden, der mir die Wunde verband. Er wollte mich zurück bis zu dem erwähnten Wiesenrande tragen, aber die Russen schossen wie verrückt auf uns. Er mußte mich fallen lassen und Deckung suchen. Dann bin ich, am Bauche kriechend, so langsam, als es nur gehen wollte, dem Wiesenrande zugekrochen. Meine Kameraden unterstützten mich durch ein lebhaftes Feuer, indem sie die Russen dadurch beschäftigten und ihre Aufmerksamkeit von mir ablenkten. Endlich erreichte ich den Wiesenrand — da verließen mich die Sinne. Erst ein Schluck Rum von der Sanität, die inzwischen eingetroffen war, brachte mich wieder zur Besinnung. Dann wurde ich weggetragen. —

Einige kurze Kartengrüße.

Die Karte und die Tabakpfeife habe ich erhalten und danke bestens für diese schöne Tabakpfeife. Ich habe meine größte Freude daran . . .

Heute erhielt ich die elektrische Taschenlampe, sowie die Reservebatterie. Außerdem kann ich mitteilen, daß ich laut Bataillonskommandobefehl heutigen Datums das zweitemal mit der silbernen Tapferkeitsmedaille zweiter Klasse ausgezeichnet worden bin . . .

Zucker, Trockenmilch, Bäckerei habe ich heute dankend erhalten. Ich befinde mich noch wohl. Bei uns hat die Kälte nachgelassen und es ist jetzt das schönste Frühlingswetter eingetreten, das in der Brust noch ungestümer wie zuvor die Sehnsucht nach der Heimat wachruft . . .

12. Juli 1916. . . Auf meine frühere Adresse kann ich nichts mehr erhalten. Ich bin von dort verreist und hatte die freudige Hoffnung, meinen Bruder Eduard zu treffen. Doch ich mußte bei der Ankunft die traurige Nachricht vernehmen, daß er den Heldentod fürs Vaterland gefunden hat . . .

Dublin, 6. August 1916. . . Die Liebesgabe habe ich nicht erhalten und warte von Tag zu Tag. Es kommt ja häufig vor, daß Feldpostpakete verloren gehen. Auch dieses wird solchen Übeltätern in die Hände gekommen sein. Ferner teile ich mit, daß mich am 31. Juli das Schicksal erreichte, wo mir ein bleierner Todesgruß die Brust durchbohrte. Ich liege hier im Spital und es gefällt mir ganz gut in der schönen Stadt . . .

IV.

Die Gedächtniskapelle.

Durchwandern wir die Ortschaften unserer Heimatgane, so gehen wir gar oft an Denkmälern vorüber, die dem Weltkrieg ihr Entstehen verdanken. Es sind das die Kriegerdenkmäler. Ein jedes aus ihnen hat seinen eigenen Charakter. Während z. B. in Kleinborowitz versteinertes Holz, schon zu einer Gruppe zusammengestellt, die überragende Rückwand für die etwas lehrende Heldentafel bildet, hat die

Gemeinde Niederöls ihren gefallenen Söhnen oben auf dem Kirchengberge, dort, wo die alte Schule stand, ein Denkmal aus Sandstein errichtet, das in seiner obeliskartigen Ausführung mit einem platten Steinkreuz abschließt. Den herrlichsten Platz hat wohl die Gemeinde Oberprausnitz ausgesucht.

In der Gemeinde Anseith erhebt sich das Kriegerdenkmal im Ortsteile Mastig. Es steht an der Straße neben der Beamtenvilla der Schule gegenüber. Die Herren Fabrikanten M a n d l haben sich aus eigenem Antriebe zu dieser schönen Tat entschlossen; sie tragen zur Gänze sämtliche Auslagen und haben sich so die Gemeinde Anseith zum Danke verpflichtet.

Das Denkmal selbst hat die Form einer Kapelle. Die Tiefe des Denkmalplatzes beträgt etwas über 9 Meter. Gegen die Straße zu bildet den Abschluß ein eisernes Gitter. In der Entfernung von 12 Metern grenzen 2 Steinpfeiler den Denkmalplatz nach beiden Seiten ab. In der Mitte führen 2 eiserne Gittertüren über 10 Stiegen hinauf zum Ruheplatz. An dessen halbkreisförmigem Außenrande laufen Steinbänke, die 42 Zentimeter hoch sind und eine Sitzbreite von 50 Zentimetern haben. Die Kapelle ist zum Teile aus gestockten Sandsteinblöcken, zum Teile aus Ziegeln aufgebaut. In der Höhe erreicht sie 5.23 Meter, die vordere Seite mißt 3.80 Meter, die Seitenfront 3.20 Meter. In die Rückwand sind 3 Glasfenster mit farbigen Gläsern eingebaut. Die Vorderfront trägt die Inschrift: D e m A n d e n k e n u n s e r e r K r i e g s g e f a l l e n e n u n d i s t m i t e i n e m q u e r g e l e g t e n , o v a l e n F e n s t e r g e z i e r t , d e s s e n f a r b i g e G l ä s e r d a s T a g e s l i c h t d ä m p f e n .

Das Projekt für das Denkmal stammt von dem Architekten Georg B a e h r . Baehr ist am 21./8. 1878 in Dresden geboren, ein Nachkomme des Ratszimmermeisters Georg Baehr, welcher die kunsthistorisch berühmte Dresdner Frauenkirche in den Jahren 1726 bis 1735 erbaute, und ein Sohn des Rechtsanwaltes Dr. Karl Baehr. Er absolvierte das Gymnasium zum hl. Kreuz in Dresden und studierte dann an der dortigen technischen Hochschule das Hochbaufach, wo er seine künstlerische Ausbildung durch Weißbach, Wallot und insbesondere durch Fritz Schumacher erhielt, den nachmaligen Baudirektor von Hamburg. Seine Studienreisen erstreckten sich über den größten Teil Deutschlands, Böhmens, Österreichs, Hollands, Belgiens, ja er kam bis nach Oxford und London. Nach Beendigung seiner Studien trat er 1906 in das Bureau des Architekten August Grothe als dessen künstlerischer Mitarbeiter ein und widmete sich insbesondere

den Bestrebungen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes. (Nach den Plänen Grothos wurden zahlreiche vorbildliche Bauten und Siedlungen geschaffen, darunter auch die Kolonien „Waldbügel“ und „Krenzflur“ in Mäztig.) Nach dem Tode Grothos im Jahre 1909 machte sich Baehr selbständig. In den folgenden Jahren arbeitete er in ständiger Fühlung mit Geh. Baurat Karl Schmidt, dem Vorsitzenden des Landesvereines „Sächs. Heimatschutz“. Zahlreiche Bauten im Sinne heimatischer Bauweise wurden von ihm seitdem entworfen und zur Ausführung gebracht. Erwähnt seien insbesondere die Musterhäuser auf der internationalen Hygiene-Ausstellung in Dresden 1911, die Wohnungskolonien der Baugenossenschaft Dresden-Land in Cossebaude, die Schule in Obersteina, viele Villen und Landhäuser in allen Teilen Sachsens, das Kinderheim und das Herrenhaus in Oberottensheim, das Feuerwehrdepot in Mäztig, das Kriegerdenkmal in Dittmannsdorf bei Chemnitz und andere mehr.

Betreten wir das Innere der Kapelle, so mahnt uns die mächtige Tafel aus reinweißem italienischen Marmor, die die Rückwand ziert, zu stillem Gedenken. Ihr Ausmaß ist folgendes: Höhe 1.80 Meter, Breite 0.90 Meter, Stärke 8 Zentimeter. In der oberen halbkreisförmigen Rundung ist ein einfaches Kreuz in den Marmor eingemeißelt und vergolddet. In zwei Reihen lesen wir die 62 vergoldeten Namen der Kriegsoptionen mit Angabe von Charge, Vor- und Zunamen, Ort des Todes und Todesstag. Die Anordnung ist nach den einzelnen Kriegsjahren und diese wieder in alphabetischer Reihenfolge der Namen geordnet. Zu beiden Seiten der Tafel sind zwei marmorne Kranzhalter eingelassen. Um die Tafel im Bogen des Gewölbes steht geschrieben: „Den treuen Söhnen der Heimat zur Erinnerung.“ Die Tafel kostet bis zur Fertigstellung gegen 8000 K. Daraus können wir uns annähernd errechnen, wie hoch das ganze Denkmal zu stehen kommt.

Einen besonderen Schmuck bilden die zwei Ölgemälde an den Seitenwänden. Um sie gegen Witterungsunbilden zu sichern, sind sie in entsprechende Rahmen gefaßt. Die Bilder stammen aus dem Atelier der Malerin Charlotte Naumann in Dresden, N. Forststraße 33 i.

Hören wir, was die Künstlerin aus ihrem Leben selbst erzählt:

„Ich bin im Jahre 1880 in Dresden geboren. Obwohl Stadtkind, war von Kindheit an die Sehnsucht nach der Natur in mir groß, und bis heute noch bin ich am glücklichsten, wenn ich auf dem Lande mit Bäumen und Tieren in freier Natur zusammen sein kann, wo ich mir

meine Motive suche. Sobald ich die Studien in den Ateliers vollendet hatte, suchte ich möglichst lange Zeit auf dem Lande zu leben und dort zu arbeiten. Die ersten Jahre, 1901—1904, hielt ich mich in der sächsischen Schweiz auf einem Bauerngute auf. Später machte ich mit meiner Schwester, die gleichfalls Malerin ist, Studienreisen nach Weiskar im Westerwalde, wo meine Schieferlithographien entstanden. Von 1909 verlebte ich 10 Jahre ganz auf dem Lande. Ich hatte in dem Künstlerheim Waldfrieden Holzkirch nahe dem Ziergebirge ein schönes Atelier, wo ich unterrichtete und ganz dem Naturstudium leben konnte. Leider löste sich dieses Heim 1919 auf und ich mußte zur Stadt zurück. Mein Studiengang ist folgender: Da ich schon als Kind viel zeichnete, bekam ich mit 14 Jahren Zeichenunterricht nach lebenden Modellen bei Professor Claudius, wo ich durch 2 Jahre im Köpfezeichnen mich übte. Da sah ich Tierzeichnungen von Richard Müller und erhoffte, bei ihm mein Ziel, Tiere zu zeichnen, zu erreichen. Aber da hieß es, zuerst Kopf und Akt und die Grundlagen für alles richtig zu erfassen. Ich wendete mich ganz dem Figürlichen zu, um erst, als ich selbständig geworden, Tiere zu zeichnen und zu malen. Ein Jahr arbeitete ich bei Richard Müller, radierte bei Georg Zahn. Meine Hauptausbildung verdanke ich aber unserem großen Dresdner Meister Georg Meißner, welcher die großen Fresken im Kultusministerium geschaffen hat. Er ist jetzt ebenso wie Richard Müller Professor der Dresdner Akademie, die ja in meiner Jugend den Frauen noch verschlossen war. Bei ihm war ich 4 Jahre und wurde mit allem Technischen vertraut, studierte Anatomie, lithographierte, zeichnete und malte Kopf und Akt. 1905 machte ich dann eine Studienreise nach Paris, um das dortige Kunstleben kennen zu lernen, hatte Korrektur bei Prinnet und Simon und kopierte zum Studium im Louvre. In die Jahre 1906—1907 fällt die oben erwähnte Studienfahrt nach dem Westerwald, den Winter 1908 brachte ich in München zu. Nach dem 10jährigen Aufenthalt in Holzkirch übersiedelte ich 1919 nach Dresden. Ausgestellt habe ich zum erstenmal auf der großen internationalen Kunstausstellung in Dresden 1905, später in den meisten Ausstellungen des „Deutschen Künstlerbundes“, dessen Mitglied ich bin. Ich habe die Münchener und Leipziger Sezession, sowie die großen Berliner und Dresdner Ausstellungen besucht, zuletzt im Jahre 1914 die von Leipzig. Der Krieg mit seinen Folgen verhinderte dann das Schicken nach auswärts. In den letzten Jahren habe ich neben kleineren Aufträgen, wie Exlibris, Schriftenentwürfe für Kriegerehrungen, größere für Glasfenster, Kinderpieces, die großen Kriegergedenktafeln für die



Fürstenschule in Grimma in Sachsen ausgeführt. Es sind 2×3 Meter große Tafeln mit Figuren und Schrift bemalt."

Nun zu den zwei Wandbildern von Mästig selbst. Es sind zwei dreiteilige Gemälde. Das linke stellt den Abschied der Krieger von der Heimat dar, das rechte die Trauer um die Gefallenen.

Verharren wir einen Augenblick bei dem linksseitigen Bilde. In seinem mittleren Teile nimmt ein Landsturmsoldat von seiner Familie Abschied. Die junge Frau hält ihr kleinstes empor, das mit seinen Patzchhändchen vielleicht zum letzten Male den Vater umarmt. Das etwas größere Kind führt der ergraute Großvater an der Hand. Es hält sich mit seiner kleinen Hand am Rocke der Mutter fest, als wollte es wenigstens diese zu Hause festhalten, wenn schon der Vater fort muß. „Mutter, bleib wenigstens du bei uns“, hören wir es weinend rufen. Die Großmutter stützt ihr Haupt auf die Schulter ihres Mannes. Sie weint und klagt, denn sie versteht am besten, im Herzen der jungen Gattin zu lesen, die ihren Mann ins Feld ziehen lassen muß. Es ist ja auch ihr Sohn. Links winkt ein junges Mädchen mit dem Taschentuche den scheidenden Kämpfern, die hinausziehen müssen in den blutigen Krieg. Sie schwenken ihre Hüte und jagen ihrer Heimat Lebewohl. Im rechten Felde schlägt schreitenden Schrittes ein Tambour die Trommel zum Marsch in den heißen Kampf. Zusammengefaßt sind diese 3 Teile durch den sinnvollen Spruch des deutschen Soldatenliedes:

Ich hatt' einen Kameraden,

Einen bessern findest du nit.

Die Trommel schlug zum Streite.

So war es am Anfang des Krieges. Unsere Augen gleiten an der marmornen Gedenktafel mit Wehmut vorüber, Trauer zieht in unser Herz, wenn wir die Namen der Bekannten lesen, wenn wir ihrer Lieben gedenken, die den harten Lebenskampf allein zu führen gezwungen sind, und die Stimmung unserer Seele kommt so recht im zweiten Bilde zum Ausdruck. Wie gerne möchten die Trauernden daheim das schlichte Soldatengrab besuchen und schmücken, doch in den meisten Fällen wissen sie nicht, wo der ruht, der einst von ihnen gegangen mit dem letzten Worte „Auf Wiedersehen“. So wallen sie in ihrem Schmerze zum symbolischen Kriegergrabe, zur Gedächtniskapelle, und denken des Toten still im Gebete. Großvater und Großmutter leben noch. Wie gern wären sie gestorben, wenn sie dadurch den Ernährer der Familie hätten retten können. Die beiden Kinder



sind größer geworden. Der Knabe hat vielleicht schon seine Freude am Soldatenpiel, während das ruhige Mädchen der Mutter bei den häuslichen Arbeiten hilft. Auf den Ruhebänken hat sich links ein Greis niedergelassen, an seiner Seite sitzt ein jüngerer Mann. Sie sprechen nicht mit einander. Während der Jüngere seine Augen auf die Trauergruppe vor dem Kriegerdenkmal richtet, sinnt der Alte geneigten Hauptes über die eigenen Wechselfälle, die dem Menschen im Leben begegnen können. Es ist, als ob seine Lippen leise flüstelten: „Ich bin zu nichts mehr fähig auf der Welt, und ach, so viele junge Menschenleben, die so sehr fehlen, mußten so früh erlöschen.“ Rechts ruht eine junge Witwe aus. Ihr Schmerz ist groß. Nur ganz verstohlen mag sie hinschauen nach der Marmortafel und den Namen ihres jungen Gatten lesen, der sie mit den 2 kleinen Kindern nach so kurzem Eheglück allein und vereinsamt zurückgelassen. Wie zum Gebete falten sich unsere Hände und halblaut flüstern wir die Worte:

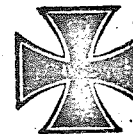
Kann dir die Hand nicht geben,

Bleib du im ew'gen Leben

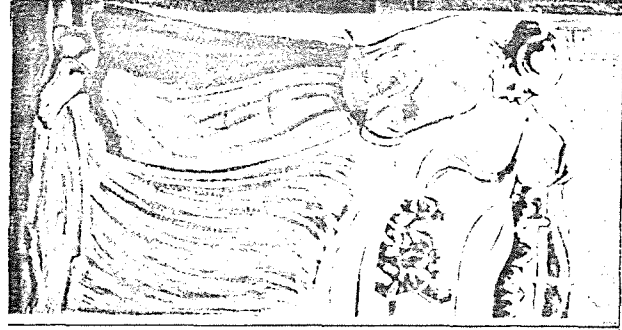
Mein guter Kamerad.

Könnten die Toten sprechen, sie würden danken für die sinnige Weise, in der die Heimat ihrer gedenkt.

Die Gemeinde kann stolz sein auf ihr Kriegerdenkmal.



Sich hatt' einen Kameraden.
Die Trommel schlug zum Streite.
Einen beffern find'st du nit.

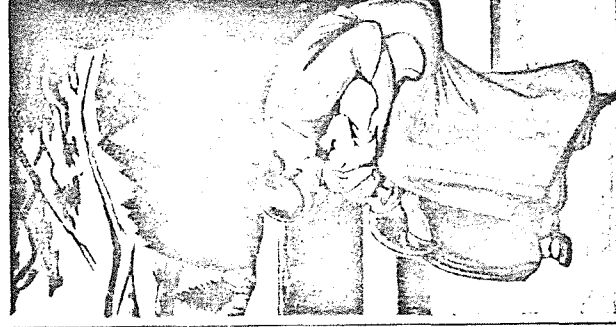
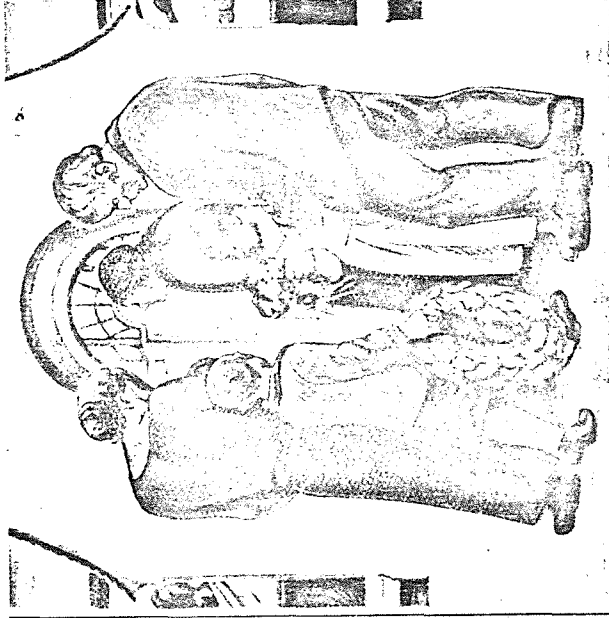


Abchied des Landsturmmannes.

Gemälde von Charlotte Raumann.

Die Trauer der Hinterbliebenen.

Gemälde von Charlotte Raumann.



Kann dir die Hand nicht geben,
Bleib du im engen Leben,
Mein guter Kamerad.